Zeno-Zeitung

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus — Gronauer Volkszeitung — Epe'r Volksblatt

Amtliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH., Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtsparkasse Ahaus, Gewerbebank Ahaus und Städt. Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 1spaltige Millimeter für die Zenozeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Delden-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postschließfach 65. Postscheck-Konto: Hannover 22 739

Nummer 289 | Samstag, den 20. Oktober 1934 | Jahrgang 1934

Bedeutsame Unterredungen Görings in Belgrad.

Ein Gespräch mit Marschall Pétain.

DNB **Belgrad**, 19. Oktober.

Der preußische Ministerpräsident kehrte am Donnerstag um 18,20 Uhr vom Begräbnis des Königs Alexander von Oplenatz wieder nach Belgrad zurück, wo der deutsche Gesandte von Heeren ihm zu Ehren einen Empfang gab. General Göring hatte mittags an der Trauerparade vor dem Belgrader Bahnhof den Sarg des Königs bis zum Sonderzuge begleitet. Auf dem Bahnhof war er vom Prinzregenten Paul, dem rumänischen König Karl und dem Prinzen Cyrill von Bulgarien begrüßt worden. Auf der Fahrt nach Mladenowatz bei Topola, hatte er Gelegenheit zu einer längeren Unterredung mit dem französischen Marschall Pétain, der in demselben Salonwagen fuhr.

Ministerpräsident Göring begab sich am Freitagmittag in das Belgrader Ministerpräsidium, um dort dem Ministerpräsidenten Usunowitsch einen Besuch abzustatten. Der Ministerpräsident unterbrach sogleich die Kabinettssitzung, die den ganzen Vormittag andauerte, und verblieb 20 Minuten im Gespräch mit General Göring. Sodann besuchte General Göring im gegenüberliegenden Kriegsministerium den Kriegsminister Milowowitsch und anschließend den Generalstabschef und Armee-General Neditsch. Vom Kriegsministerium fuhr der Ministerpräsident zur rumänischen Gesandtschaft, wo er seinen Namen in das für König Carol ausliegende Besuchsbuch eintrug. Die den Ministerpräsidenten begleitenden Herren der deutschen Wehrmacht legten in Begleitung des Landesvertrauensmannes der NSDAP auf dem deutschen Heldenfriedhof zwei Kränze an den Gräbern der deutschen Kameraden und der dort bestatteten unbekannten serbischen Soldaten nieder. Um 14,30 Uhr begab sich Ministerpräsident General Göring zur Königin-Witwe Maria. Daran schloß sich ein weiterer Empfang durch die Königinmutter Maria von Rumänien und schließlich durch den König Carol von Rumänien, mit dem Göring eine längere Unterredung führte. Sein Aufenthalt im Schlosse dauerte insgesamt über 2 Stunden. Sowohl auf der Hinfahrt wie auch auf der Rückfahrt vom Schloß war der Ministerpräsident Gegenstand ununterbrochener herzlicher und lebhafter Ovationen. Sein Erscheinen bot der Bevölkerung die Gelegenheit, dem Vertreter des Führers die freundschaftlichsten Gefühle für das neue Deutschland zum Ausdruck zu bringen. Am Abend stattete der Ministerpräsident dem Außenminister Jeftitsch einen Besuch ab.

Das Interesse für Göring ist in der südslawischen Oeffentlichkeit so groß, daß sein Besuch überall das Tagesgespräch bildet. Ueberall wird sein soldatisches Aussehen und sein offenes Auftreten gerühmt. Auch der Umstand, daß General Göring am Donnerstag im offenen Kraftwagen durch die Stadt zum Trauergottesdienst gefahren war, wird in allen Kreisen der Bevölkerung in einer für den Ministerpräsidenten sehr ehrenvollen Weise besprochen. Dem Ministerpräsidenten wurden auch mehrfach Sympathiebeweise durch kleine Geschenke und Aufmerksamkeiten zuteil, die ihm verschiedene Leute auf die deutsche Gesandtschaft brachten. So ließ ihm ein südslawischer Reserveoffizier mit einer entsprechenden Widmung ein von seinem Vater verfaßtes Buch überreichen, in dem das einwandfreie Verhalten des deutschen Besatzungsheeres im Weltkriege gerühmt wird.

Beratungen der Balkan-Entente.

DNB **Belgrad**, 19. Oktober.

Die drei Außenminister der Kleinen Entente traten Freitag vormittag unter dem Vorsitz Titulescus zu einer außerordentlichen Tagung zusammen, auf der sie die durch die letzten Ereignisse geschaffene Lage in Mitteleuropa prüften. Um 17 Uhr traten im Auswärtigen Amt auch die Außenminister des Balkanbundes zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. Der türkische Außenminister Ruchdy Bey erklärte der „Prawda", daß trotz allem die ordentliche Tagung des Balkanbundes am 26. Oktober in Ankara stattfinden werde. Der Balkanbund wolle das von König Alexander begonnene Werk unter allen Umständen fortsetzen.

Die Beisetzung des Königs.

Belgrad, 19. Oktober.

In Mladenowatz wurde der Sarg des Königs von Bauern und Frontkämpfern in Nationaltracht aus dem Zuge gehoben und zu einem der bereitstehenden Kraftwagen gebracht, der ihn nach Topola führte. Das gesamte Trauergefolge begleitete den Wagen, hinter dem zuerst der junge König Peter II. mit seiner Mutter und dem Prinzregenten fuhr. Auf dieser Fahrt sah man ein ergreifendes Bild. Am regenfeuchten Straßenrande kniete überall die Landbevölkerung mit brennenden Kerzen in der Hand. Die Menge betete und sang Trauerlieder. Kinder hatten die ganze Straße mit Blumen bestreut. Von Topola ging die Fahrt nach Oplenatz zur Kirche, die zur letzten Ruhestätte des Königs bestimmt ist. Hier wurde der Sarg auf einem Katafalk vor dem Hochaltar zwischen dem Sarg König Peters und dem Sarg Karageorgs gestellt. In der Kirche sprach der Patriarch Barnabas, umgeben von den kirchlichen Würdenträgern die Sterbegebete. Der Chor sang gedämpft die liturgischen Gesänge. Darauf wurde der Sarg von ehemaligen Frontkämpfern in die Krypta heruntergetragen. Vor der Grabkammer wurden die letzten Gebete gesprochen. Leises Schluchzen erfüllt den Raum. Dann wurde der Sarg mit einer Granitplatte bedeckt.

Die königliche Familie und die übrigen Trauergäste verließen darauf die Kirche. Die Menschenmenge, die sich auf dem Hügel um das Mausoleum eingefunden hatte, begann jetzt vor dem Grabmal ihres toten Königs vorbeizuziehen. Während der Trauerfeierlichkeit, die um 15 Uhr beendet war, läuteten die Kirchenglocken des ganzen Landes.

Dr. Schacht über Wirtschaftstheorien und Praxis.

Auf Arbeit und Sparen kommt es an.

Ansprache des Reichsbankpräsidenten an die Beamten, Angestellten und Arbeiter der Richsbank.

DNB **Berlin**, 19. Oktober.

In einer am Freitag abend in den Wilmersdorfer Tennishallen veranstalteten Versammlung der Betriebsgemeinschaft der Deutschen Reichsbank machte Dr. Schacht als Betriebsführer grundsätzliche Ausführungen über die Stellung und Bedeutung der Reichsbank und ihre besondere Aufgabe im neuen Deutschland. Dr. Schacht führte aus:

Die Reichsbank ist stets ein Bollwerk gewesen nationaler Pflichterfüllung und hat ihre Aufgabe unabhängig von jeder Parteieinstellung immer nur darin gesehen, den Geldverkehr in den Dienst des ganzen Volkes zu stellen und ihn zum Besten der deutschen Volkswirtschaft zu lenken. Angesichts der Zertrümmerung des internationalen Währungsmechanismus der Vorkriegszeit durch den wirtschaftlichen Wahnsinn des Versailler Diktats und angesichts der Zerstörung des nationalen Kreditapparates durch die unverantwortliche Schuldenpolitik einer marxistisch verseuchten Wirtschaftsperiode hat die Reichsbank ein gewaltiges Wiederaufbauwerk zu leisten.

Es hat wenig Zweck, das Kapital als eine liberalistische Heuchelei zu brandmarken, solange man sich nicht einmal über das Wesen und die Notwendigkeit des Sparens im klaren ist und solange jeder nach Kapital schreit. Auch mit der kategorischen Forderung, daß Angebot und Nachfrage — mit ihren mitunter leider recht lästigen Folgen — aus der künftigen Wirtschaft einfach zu verschwinden hätten, kann man nur auf dem geduldigen Papier operieren.

Mit allen diesen Gedankenspielereien läßt sich in der Praxis blutwenig anfangen. Selbst in der Theorie scheint ihr Wert recht problematisch zu sein.

Mir jedenfalls, stellte Dr. Schacht fest, ist es nicht klar, wie man auf der einen Seite Rücksicht fordern kann, das Geld müßte Diener und nicht Herr der Wirtschaft sein — ein Grundsatz, dessen sich die Reichsbank stets bewußt war — auf der anderen Seite aber unrichtigerweise mit Hilfe dieses Geldes die Wirtschaft regulieren will. Geldkapital ist kein beliebig vermehrbarer Papiersetzen, sondern das Ergebnis von Arbeit und Sparen. Darum kommt es nicht auf die Notenpresse an, sondern allein auf Arbeit und Sparen.

Man kann auch nicht mit einem einzigen Federstrich die Wirtschaftsgeschichte einiger Jahrhunderte auslöschen, und man kann ebensowenig die Wirtschaftserfahrungen in Bausch und Bogen abtun wollen, die in der Vergangenheit gesammelt worden sind und die zu den wertvollsten Aktiven der Wirtschaft gehören.

Solches erscheint nur dem Reaktionär, der zwischen Reaktion und Tradition nicht zu unterscheiden weiß.

Wir stehen heute an einer Wirtschaftswende und können höchstens ahnen, nicht aber errechnen, wie die Wirtschaft der nächsten Generation aussehen wird. In solchen Zeiten hat es keinen Sinn, theoretische Wirtschaftsgebilde in den Aether hineinzubauen. Es gibt in der Wirtschaftsgeschichte nur einen einzigen Fall, in dem man versucht hat, eine Wirtschaft nach einem vorher konstruierten Plan zu gestalten. Das ist die Wirtschaft Sowjetrußlands, ein Vorbild, das mit seinem Leichenfeld wertvoller Menschenleben wahrlich nicht zur Nachahmung reizt.

Der Nationalsozialismus erkennt nur Taten an, aber keine Pläne. Nur in zäher praktischer Arbeit im nationalsozialistischem Geist werden wir uns die Wirtschaftsform der Zukunft erringen.

Wir werden uns bei diesem mühevollen Werk nicht von vagen Theorien leiten lassen, sondern einzig und allein vom praktischen Lebensinteresse unseres Volkes. Die Wirtschaft der Zukunft wird weder eine freie Wirtschaft, noch eine Planwirtschaft, ganz gewiß aber keine theoretische, bürokratische oder utopistische Wirtschaft sein, sondern einzig und allein ein gesundes, lebensfähiges im deutschen Volkstum verwurzeltes, von Leistungsdrang beseeltes Arbeiten. Dieses Ideal kann nicht von ein paar führenden Köpfen allein, sondern muß von der Gesamtheit aller wirtschaftlich Arbeitenden errungen werden.

In der Reichsbank herrscht der Geist der Betriebszusammengehörigkeit. Es ist nationalsozialistischer Geist, auch wenn wir nicht alle das Parteizeichen tragen. Unsere Devisenbilanz muß zur Sicherung der Währungsstabilität um jeden Preis im Gleichgewicht gehalten werden. Dieses Gleichgewicht zwischen Einfuhr und Ausfuhr wird gewaltsam erzwungen; die Opfer, die darauf durch Drosselung der Einfuhr der Wirtschaft auferlegt werden müssen, sind bekannt. Diese Deutschland durch die Folgen des Versailler Diktats aufgezwungenen Eingriffe in den Wirtschaftsablauf haben zur Ausbildung eines verwickelten Netzes von Ueberwachungs- und Kontrollstellen, insbesondere auf dem Gebiete der Devisenbewirtschaftung, geführt.

Dr. Schacht schloß seine Rede mit einem dreifachen Siegheil auf den Führer und Reichskanzler.

Generaloberst von Kluck †.

DNB **Berlin**, 19. Oktober.

Der bekannte deutsche Heerführer aus dem Weltkriege, Generaloberst a. D. von Kluck, ist am heutigen Freitag um 17 Uhr in seiner Privatwohnung in Berlin-Grunewald im Alter von 88 Jahren gestorben.



Generaloberst v. Kluck gehörte zu den wenigen höheren Offizieren des alten Heeres, die nicht durch die Schule des Generalstabes gegangen waren und doch zur Führung einer Armee im Weltkriege berufen wurden. In Kluck bestätigte sich das bekannte Wort von Schlieffens, daß man zum Feldherrn geboren und vorausbestimmt sei.

Der Name des alten Truppenoffiziers Kluck, der seine militärischen Anlagen nur in der Schule der Front erweitert und ausgebildet hat, ist unlösbar mit den Taten der 1. Armee im Weltkriege verknüpft. Der Stolz der Offiziere und Mannschaften, die unter seiner Führung den Weltkrieg mitgemacht haben, gilt der Zugehörigkeit zu der rechten Flügelarmee der deutschen Heeresfront im Westen, die in ungeheuren Märschen auf Paris zuerst die Belgier, dann die Engländer und schließlich die Franzosen besiegt hat. Bei Jemappes, Frameries und Mons schlug Kluck Engländer und Franzosen vereint in den Tagen vom 23.—25. August 1914, wenige Tage darauf die Engländer bei St. Quentin. Wieder wenige Tage später „streifen Reiter der Armee von Kluck vor Paris", wie es im amtlichen Bericht lautete. Dann kam die Marneschlacht. In ihr verhinderte die Armee Kluck in erbitterten Kämpfen am Ourq die von der Pariser Ausfallarmee des Generals Gallieni versuchte Umfassung der rechten, vorgeprellten Flanke des deutschen Feldheeres. Erst die Beweglichkeit des Armeeführers und der Geist seiner unvergleichlichen Truppen haben gemeinsam aus einer drohenden Umfassung durch einen überraschend auftretenden Feind die Lage in der Zeit vom 6. bis 9. September 1914 so zu wandeln gewußt, daß dieser Feind selbst umfaßt war und vor einer vernichtenden Niederlage stand, als die Oberste Heeresleitung, nicht vertraut mit der wirklichen Lage, eingriff und den Rückzug befahl. Wenn General Groener in seiner Studie „Der Feldherr wider Willen", in der er die entscheidenden Marnetage unter die kritische Lupe genommen hat, die Meinung vertritt, Generaloberst von Kluck hätte am 9. September den Rückzugsbefehl der Obersten Heeresleitung, der ihm vom Oberstleutnant Hentsch überbracht wurde, nicht ausführen, sondern die Marneschlacht durchkämpfen und durch einen Funkspruch an die übrigen Armeen die Führung der Schlacht unter Ausschaltung der Obersten Heeresleitung an sich reißen sollen, so ist dazu zu sagen, daß für einen solchen Entschluß, der die Aufkündigung des Gehorsams gegen den verantwortlichen Leiter der Operationen und eine Auflehnung gegen den Obersten Kriegsherrn bedeutet





Die ersten Bildtelegramme von der Beisetzung des Königs Alexander in Belgrad.

Links: Die Königinwitwe Maria mit dem jungen König Peter im Trauerzuge. Rechts: Die Lafette, auf der der Sarg des Königs von dem Schloß nach der Kathedrale übergeführt wurde.

hätte, die alte preußische Armee doch nicht die geeignete Schule war. Denn sie war die Schule des Gehorsams. Ueberdies ist es leicht, solch eine kritische Forderung hinterher zu stellen. Eine so gewaltige Operation, wie es die große Schlacht im Westen war, ist doch anders zu betrachten als etwa der Entschluß des Generals York, der hundert Jahre vorher sich aus dem Heeresverband Napoleons löste und entgegen dem ihm gegebenen Befehl selbständig handelte. Wer kann ermessen, welche Folgen die Auflehnung von Klucks, die eigenwillige Ausschaltung der Obersten Heeresleitung gehabt haben würde und ob nicht die Unsicherheit, die dadurch bei den anderen Armeen vielleicht eingetreten wäre, die energische Fortsetzung der Umfassungsbewegung illusorisch gemacht und dadurch den Erfolg verhindert haben würde?

Alexander von Kluck war Westfale. In Münster, wo er später als ruhmreicher Feldherr mit der Verleihung der Ehrenbürgerschaft geehrt wurde, kam er am 20. Mai 1846 zur Welt. Sein Vater war Regierungsbaumeister. Nach dem Besuch des Gymnasiums trat er im Jahre 1866 beim Infanterie-Regiment Nr. 55 als Fahnenjunker ein. Als Fähnrich rückte er im Feldzuge 1866 mit General Vogel von Falckenstein nach dem Main. Er wurde am 16. August 1866 Offizier und machte ebenfalls im Infanterie-Regiment Nr. 55 den deutsch-französischen Krieg 1870/71 als Leutnant mit. Bei Colombey-Nouilly, vor Metz, wurde er zweimal verwundet. Bei dieser Gelegenheit erhielt er das Eiserne Kreuz. Sein Truppenteil blieb nach dem Friedensschluß im Okkupationsgebiet. Bis zum Oberstleutnant (1893) machte v. Kluck die Laufbahn des Frontoffiziers durch. Aber dann machte der spätere Herzog von Sachsen-Meiningen, damals Erbprinz und Kommandierender General in Breslau, den Kaiser auf ihn aufmerksam. Darauf wurde Kluck zum Kommandeur des Landwehrbezirks Berlin I ernannt, er rückte damit in eine bevorzugte Stellung. Am 27. Januar 1909 wurde er in den Adelsstand erhoben. Als Oberst führte er das Füsilier-Regiment Nr. 34 in Bromberg, in Gleiwitz als Generalmajor die 23. Brigade und in Allenstein als Generalleutnant die 37. Division, bis er im Jahre 1907 Kommandierender General des 1. Armeekorps in Königsberg wurde. In dieser Stellung wirkte er bis 1913; er wurde nun Generalinspekteur der neugeschaffenen 8. Armeeinspektion (2., 5., 6. Korps) in Berlin. Am 27. Januar 1914 erfolgte seine Beförderung zum Generaloberſten. Als solcher wurde er durch Mobilmachungsbestimmung mit Beginn des Weltkrieges zum Führer der 1. Armee ernannt. Nach der Marneschlacht und der Zurücknahme der deutschen Front lag die Armee Kluck hinter der Aisne, wo der Generaloberst am 29. März 1915 im vordersten Graben durch einen Granatsplitter verwundet wurde und daraufhin den Oberbefehl über die 1. Armee niederlegte. Im Oktober 1916 wurde er endgültig zur Disposition gestellt.

Im Jahre 1920 ließ er bei E. S. Mittler u. Sohn in Berlin ein Buch „Der Marsch auf Paris und die Marneschlacht 1914" erscheinen. Die Universität Jena verlieh ihm 1928 den Ehrendoktortitel der Rechte. Kluck war verheiratet mit Freiin Fanny von Donap, mit der er vor zehn Jahren die goldene Hochzeit feierte. Einer seiner Söhne fiel 1915 in Flandern.

Nun ist er selbst zur ewigen Armee eingegangen, wenige Monate nach dem Generalfeldmarschall von Hindenburg, der wie er auch schon 1866 und 1870/71 mit dabei war. Einer der berühmten deutschen Armeeführer nach dem andern scheidet von hinnen. Im Herzen des deutschen Volkes und insbesondere in den Herzen der alten Frontkämpfer leben sie weiter, und in dem Buch der deutschen Geschichte wird ihr Name immerdar ehrenvoll in Erscheinung treten.

★

Der Führer und Reichskanzler hat an die Witwe des Generaloberſten v. Kluck folgendes Beileidstelegramm gerichtet: „Zu dem Tode Ihres Herrn Gemahls, des Herrn Generaloberſten v. Kluck, spreche ich Ihnen mein herzliches Beileid aus. Mit Ihnen betrauert das deutsche Volk den Tod eines ruhmvollen, um die deutsche Wehrmacht im Krieg und Frieden hochverdienten Heerführers, dessen Name in der Geschichte des Weltkrieges in Ehren weiterleben wird. Adolf Hitler."

Der preußische Ministerpräsident hat den Oberberghauptmann Winnacker auf Grund des § 3 der Verordnung vom 26. Februar 1919 unter Gewährung des gesetzlichen Wartegeldes sofort einstweilen in den Ruhestand versetzt.

Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, hat angeordnet, daß die bisher dem Reichsgeschäftsführer unterstehende Abteilung NS-Auskunft unter Amtsleiter Dr. Achim Gercke in „Amt für Sippenforschung" umbenannt wird. Die Stelle wird bis auf weiteres dem Reichsärzteführer Dr. Gerhard Wagner unterstellt.

Frankreichs künftige Ostpolitik.

Londoner Vermutungen.

£ **London**, 19. Oktober.

Der diplomatische Korrespondent des „Daily Telegraph" schreibt, es seien neuerdings immer deutlichere Anzeichen dafür aufgetaucht, daß Mussolini den Abschluß einer Vereinbarung zwischen Italien und Frankreich dringend wünsche, das heißt, daß der Duce persönlich ein Wiederaufleben der Feindseligkeiten zwischen den italienischen und südslawischen Zeitungen und Rundfunkstationen nach dem Marseiller Mord verhindert habe. Entsprechend einer kürzlich zwischen Untersstaatssekretär Suvich und dem südslawischen Gesandten in London geführten Unterhaltung soll Suvich von neuem hervorgehoben haben, daß

Mussolini persönlich entschlossen sei, freundschaftliche Beziehungen mit Südslawien herzustellen.

Die italienische Regierung hätte wahrscheinlich gewünscht, daß Laval sobald wie möglich nach Rom komme. Aber ein kleiner Aufschub dürfte unvermeidlich sein, da sich der neue Außenminister Frankreichs erst in die laufenden Geschäfte einarbeiten müsse.

Der Pariser Korrespondent der „Times" sagt, das Ziel der französischen Politik, die Besserung der Beziehungen zwischen Italien und Südslawien als Vorbedingung einer französisch-italienischen Annäherung — bleibe unverändert. Glücklicherweise habe Mussolini guten Willen gezeigt.

Die Kleine Entente bilde jetzt eines der Haupthindernisse auf dem Wege Deutschlands nach Südosteuropa.

Ihre Zukunft werde aber unsicher sein, bis befriedigendere Beziehungen mit Italien erreicht seien.

In einer anderen Richtung sei die französische Politik nicht besonders klar. Eine Annäherung an Deutschland, die der wirkliche Schlüssel des europäischen Friedens bleibe, habe bei der jetzigen Lage aufgegeben werden müssen. Polen, das früher einmal einer der hervorragendsten Verbündeten Frankreichs war, habe anderwärts Unterstützung gesucht. Nachdem es ohne Frankreichs Hilfe eine Vereinbarung mit Deutschland geschlossen habe, sei Polen imstande, das Bündnis mit Frankreich für weniger wertvoll zu halten, als es zu sein schien.

Eine genaue Prüfung der deutsch-polnischen Vereinbarung rufe den Eindruck hervor, daß sie für jeden der beiden Partner etwas anderes bedeute. (!)

Aber auf jeden Fall sei die polnische Politik Frankreichs offenbar zusammengebrochen. Die französisch-russische Verständigung stehe jetzt vor ihrem Abschluß, doch gäben sich die Franzosen keiner Selbsttäuschung über ihre Bedeutung hin. Aber die einzige andere Möglichkeit wäre gewesen, die Sowjetregierung zu veranlassen, ihr Schicksal mit dem Deutschlands zu verbinden.

Romreise Lavals Ende November.

(!) **Paris**, 19. Oktober.

Der Berichterstatter des „Petit Journal" in Rom meldet, daß die für die Reise Barthous nach Rom getroffenen Vorbereitungen bestehen bleiben. Das bedeute, daß Laval sich ebenfalls nach Rom begeben werde, allerdings erst am 5. November. Als Verhandlungsgegenstand kämen neben den Fragen, die mit der Ermordung des Königs Alexander von Südslawien zusammenhängen, die französisch-südslawische Annäherung, die Besserung der Beziehungen zwischen Rom und der Kleinen Entente, die Aufrechterhaltung der österreichischen Unabhängigkeit und sämtliche Frankreich und Italien unmittelbar berührende Angelegenheiten in Frage.

In Pariser diplomatischen Kreisen verlautet dagegen, daß eine solche Reise in Aussicht genommen sei, daß sie aber erst nach den Völkerbundsverhandlungen über die Saarfrage, also Ende November oder Anfang Dezember in Frage komme.

Ministerpräsident Gömbös in Warschau.

Kein Grund zur Unruhe.

DNB **Budapest**, 19. Oktober.

Ministerpräsident Gömbös reiste heute früh in Begleitung des Leiters der Presseabteilung des Außenministeriums, Legationsrat Mengele, und des Ministerialsekretärs Petnehazy nach Warschau.

Auf die Frage des Mitarbeiters des Ungarischen Telegraphen-Korrespondenz-Büros, ob er die nach dem Marseiller Anschlag entstandene Lage so ruhig beurteile, daß er das Land verlassen könne, antwortete der Ministerpräsident wie folgt: Ich beurteile die Lage absolut ruhig und begebe mich mit größter Ruhe nach Warschau. Ich habe auch keinen Grund zur Unruhe. Obgleich der internationale Verleumdungsfeldzug, den ein Teil der Presse gewisser Staaten gegen Ungarn führt und der Ungarn als den Sündenbock in der Marseiller Tragödie hinstellen will, gerade jetzt am heftigsten wütet, verlasse ich ruhig Ungarn auf einige Tage, um meinen lange geplanten Besuch bei der befreundeten polnischen Nation zu verwirklichen. Ich weiß nämlich, daß die europäische öffentliche Meinung die Wahrheit und nur die Wahrheit sucht, und Ungarn hat dabei nichts zu fürchten, sondern es muß im Gegenteil auch seinerseits mit größter Energie Aufklärung verlangen. Die ungarische öffentliche Meinung kann mit voller Ruhe die Aufklärung des wahren Sachverhalts des Verbrechens und allgemein alle weiteren sich ergebenden Entwicklungen abwarten.

Gömbös wird von der Grenze an ein polnischer Salonwagen zur Verfügung gestellt werden. Auf dem Warschauer Hauptbahnhof wird Gömbös vom Ministerpräsidenten Kozlowski, dem Außenminister Beck und einem Vertreter des Staatspräsidenten begrüßt werden. Für Sonnabend sind Besuche des ungarischen Ministerpräsidenten beim polnischen Ministerpräsidenten, beim Außenminister und beim ersten Vizeminister des Kriegsministeriums vorgesehen. Am Sonntag soll ein polnisch-ungarischer Vertrag über kulturelle Zusammenarbeit unterzeichnet werden.

Der bekannte Abgeordnete der Regierungspartei Gabriel Ogron schildert im „Pesti Naplo" die Kriegsgefahren, die heute in der Haltung der Kriegsindustrie und der hetzerischen Propaganda einiger Länder liegen.

Zu der Anfrage der Belgrader Regierung bei der ungarischen Regierung wegen der Mitwirkung der ungarischen Behörden bei der Verfolgung der Marseiller Attentäter wird von dem der Regierung nahestehenden „Budapesti Hirlap" hervorgehoben, daß die südslawische Anfrage in durchaus freundschaftlichen Formen verlaufen sei. Der Bericht des nach Belgrad für die Trauerfeierlichkeiten eingeladenen ungarischen Rundfunksprechers, der die brüderlichen Gefühle Ungarns für das südslawische Volk und die gemeinsamen Bindungen in der Vergangenheit betonte, werden von den Blättern stark in den Vordergrund gerückt. Ueberhaupt zeigen die Blätter gegenüber Südslawien eine freundschaftliche aber doch sachliche Haltung. Dagegen wird darauf hingewiesen, daß die deutschen und österreichischen Emigranten Aufnahme und Ausbildung in der Tschechoslowakei gefunden hätten und daß das geheimnisvolle Lager in der Tschechoslowakei Zbraslaw weit gefährlicher sei als das viel erwähnte frühere kroatische Lager Janka Pusta.

★

Zum Besuch des ungarischen Ministerpräsidenten bringen alle Warschauer Blätter des Regierungslagers sehr warm gehaltene Begrüßungsartikel sowie Bilder des Reichsverwesers Horthy und des Ministerpräsidenten und eine Reihe von Artikeln über die kulturellen Beziehungen zwischen beiden Nationen.

„Ein Ereignis von europäischer Tragweite".

DNB **Budapest**, 19. Oktober.

Die Warschauer Reise des Ministerpräsidenten Gömbös wird von der gesamten Presse einmütig als ein Ereignis von europäischer Tragweite bezeichnet. Die Blätter weisen darauf hin, daß Polen den Trianon-Vertrag nicht ratifiziert und in Beantwortung der Ostpaktvorschläge eine Garantie der südlichen Grenze der Tschechoslowakei abgelehnt habe. Vom „Pester Lloyd" wird die Lösung Polens aus dem starren System der französischen Bündnispolitik und die Auflockerung der gesamten osteuropäischen Politik hervorgehoben. Die Blätter wenden sich hierbei sehr scharf gegen die Tschechoslowakei, an deren Widerstand im polnisch-sowjetrussischen Kriege von 1920 das ungarische militärische Hilfsangebot gescheitert sei.

Südslawische Anfrage in Budapest.

DNB **Budapest**, 19. Oktober.

In politischen Kreisen wird bekannt, daß die Budapester südslawische Gesandtschaft in üblicher diplomatischer Form gewisse Aufklärungen im Zusammenhang mit dem Marseiller Anschlag erbat, doch wird hierüber im Interesse der Untersuchung keine Mitteilung gemacht.

Do X auf Nordseefahrt.

DNB **Berlin**, 19. Oktober.

Das Flugschiff Do X, das sich bekanntlich seit längerer Zeit auf der Werft der Dornier-Werke in Friedrichshafen befand, ist Freitag morgen kurz vor 9 Uhr in Friedrichshafen zu einem Flug nach der Nord- und Ostsee gestartet. Das Kommando hat Fliegerkommodore Christiansen vom Reichsluftfahrtministerium, der bekannte Führer der Do X auf ihrem Amerika-Flug. Flugzeugführer ist Flugkapitän Kießner. Außerdem gehören u. a. der Navigationsoffizier Niemann und vier weitere Angehörige der Do X-Amerika-Mannschaft zur Besatzung. Insgesamt sind 19 Personen an Bord. Das Flugschiff flog den Rhein entlang, war gegen 13 Uhr über Köln und nahm in Norderney eine Zwischenlandung vor. Alsdann ist eine Ueberführung der Do X nach Travemünde beabsichtigt.

Neue Arbeit für 300000 Mann.

Berlin, 19. Oktober.

In der Verwaltungsakademie machte Staatssekretär Reinhardt interessante Ausführungen über die Finanzierung der Arbeitsbeschaffung. Er führte u. a. aus:

Das Aufkommen an Lohnsteuer hat im September 1934 67,6 Millionen RM. betragen gegenüber 58,7 Millionen RM. im September 1933, also im September 1934 um 15 v. H. mehr. Daraus ergibt sich, daß auch das Arbeitseinkommen im September 1934 um 15 v. H. größer gewesen ist als im September 1933. Ein solches vermehrtes Arbeitseinkommen wird zwangsläufig zu erhöhtem Verbrauch und zu weiterer Belebung der Verbrauchsgüterindustrien führen. Aus dem Mehr an Umsatzsteuer in der ersten Hälfte des Rechnungsjahres 1934 ergibt sich, daß die steuerpflichtigen Umsätze in den sechs Monaten von März bis August um rund 8 Milliarden RM. größer geworden sind als im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

Durch das Papenprogramm, das Sofort-Programm und das Reinhardt-Programm sind insgesamt 1902 Millionen RM. zur Verfügung gestellt worden. Davon sind bis Ende September 1934 1810,7 Millionen RM. bewilligt und 1390,4 Millionen RM. ausgezahlt gewesen. Das Arbeitsbeschaffungsprogramm der Reichsbahn beträgt für 1933/34 630 Millionen RM. Davon sind 270 Millionen RM. für die Monate November bis März vorgesehen.

Die Auszahlungen, die auf die 500 Millionen RM. zur Förderung von Instandsetzungs- und Ergänzungsarbeiten an Gebäuden bis heute erfolgt sind, betragen erst rund 390 Millionen RM. Der Rest von 110 Millionen RM. bedeutet, daß Arbeiten in ansehnlichem Betrage noch im Gang, teilweise vielleicht noch gar nicht in Angriff genommen sind und daß aus dem Gebäudeinstandsetzungsgesetz noch ein Arbeitsvorrat für den bevorstehenden Winter besteht.

Ein wichtiges Mittel im Kampf um die Verminderung der Arbeitslosigkeit ist auch die Grundförderung durch die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. Hier handelt es sich darum, daß die Reichsanstalt bestimmte öffentliche Arbeiten dadurch fördert, daß sie aus ihren Mitteln einen Zuschuß zu den Kosten der Arbeit gewährt, soweit dabei unterstützungsbedürftige Arbeitslose verwendet werden.

Der Grundförderungssatz ist wieder auf 3 RM. pro Mann und pro Tag erhöht worden. In Fällen, in denen mit einem geringeren Förderungssatz ausgekommen werden kann, dürfen jedoch die Präsidenten der Landesarbeitsämter nur den geringeren Satz bewilligen. In den Fällen, in denen eine Arbeit, die mit 2,50 RM. pro Tagewerk bereits begonnen ist, während der Wintermonate besonders intensiv fortgesetzt wird und dadurch Mehrkosten entstehen, soll eine Erhöhung des bewilligten Förderungssatzes innerhalb der neuen Höchstgrenze für die in den Monaten Oktober 1934 bis März 1935 abgeleisteten Tagewerke nicht ausgeschlossen sein, wenn sie unbedingt erforderlich ist.

Es muß und wird gelingen, in Anwendung der neuen Bestimmungen über die Gewährung von Grundförderung in den nächsten Wochen und Monaten mindestens 300 000 Mann in entsprechende Arbeit zu bringen. Die Mehrbeschäftigung dieser 300 000 Man wird zwangsläufig zu einer Belebung in den verschiedensten Zweigen der deutschen Volkswirtschaft und zu einer Mehrbeschäftigung von 100 000 Mann in den verschiedensten Zweigen der deutschen Volkswirtschaft führen.

Deutsch-argentinisches Handelsabkommen

Verrechnung des Warenaustausches.

DNB **Berlin**, 19. Oktober.

In Ergänzung des Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrages zwischen Preußen und den übrigen Staaten des Zollvereins einerseits und der argentinischen Konföderation andererseits vom 19. September 1857 ist zwischen dem Deutschen Reich und der Republik Argentinien am 28. September dieses Jahres in Buenos Aires ein Abkommen über den Handels- und Zahlungsverkehr abgeschlossen worden. Die argentinische Regierung verpflichtet sich hiernach, solange sie ein System der Vorgenehmigung für die Bezahlung der Einfuhr aufrechterhält, alle erforderlichen Maßnahmen zu treffen, um den argentinischen Importeuren von Erzeugnissen deutschen Ursprungs die Zahlungen und entsprechenden Ueberweisungen von Beträgen zu einem Kurs zu ermöglichen, der nicht ungünstiger ist als derjenige, der auf die Einfuhr aus irgendeinem anderen Ursprungslande angewendet wird, und zwar bis zur Höhe des Betrages in Reichsmark der normalen Ausfuhr argentinischer Erzeugnisse nach Deutschland. Eine entsprechende Verpflichtung wurde von Deutschland übernommen. Die Regierung des Deutschen Reiches wird, solange sie das System der Einfuhrkontingente aufrechterhält, argentinischen Erzeugnissen eine angemessene und möglichst günstige Behandlung gewähren. Zur Entscheidung etwaiger Meinungsverschiedenheiten werden beide Regierungen einen gemischten Ausschuß mit dem Sitz in Buenos Aires ernennen. Für die Einfuhr argentinischer Weintrauben nach Deutschland laut Nr. 45 des deutschen Zolltarifes wurde ein Zollsatz von sieben Reichsmark für die Zeit vom 1. Januar bis 30. Juni festgesetzt. Der Ursprung der Erzeugnisse der vertragschließenden Länder soll bei der Einfuhr in das andere Land durch ein Ursprungszeugnis nachgewiesen werden.

Das Abkommen wird auf die Dauer eines Jahres ab 20. Oktober 1934 vorläufig angewendet. Es beruht auf dem Grundsatz der Verrechnung des Warenaustausches zwischen den beiden Ländern, und zwar wird Argentinien, abgesehen von einem Betrag, der anderweitig gedeckt wird, in dem gleichen Maße deutsche Waren in Zahlung nehmen, als es argentinische Erzeugnisse nach Deutschland liefert. Es ist dabei damit zu rechnen, daß sich die argentinische Einfuhr nach Deutschland auf der Höhe des Wertes der Einfuhr im Jahre 1933 hält. Die Abwicklung der sich aus dem gegenseitigen Warenverkehr ergebenden Zahlungen erfolgt in der Weise, daß der Gegenwert der argentinischen Einfuhr nach Deutschland von dem deutschen Einfuhrhändler auf ein bei der Reichsbank in Berlin zugunsten der Banco de la Nacion Argentina errichtetes Konto eingezahlt wird, und daß die Ausfuhrhändler deutscher Waren aus diesem Konto Befriedigung ihrer Forderungen erhalten. Das Abkommen wird die Aufrechterhaltung des deutsch-argentinischen Warenverkehrs trotz der in beiden Ländern geltenden Devisenbeschränkungen sichern und auch eine lebhaft zu begrüßende Erleichterung für den Handel bringen; denn der deutsche Ausfuhrhändler braucht künftig nicht mehr, wie es bisher meist notwendig war, Austausch- oder Verrechnungsgeschäfte mit Argentinien von Fall zu Fall abzuschließen. Die Einfuhr kann vielmehr innerhalb des durch das Abkommen gezogenen Rahmens ungefähr erfolgen, und der deutsche Ausfuhrhändler kann auf einen laufenden Eingang der ihm zustehenden Zahlungen rechnen. Der in dem Abkommen vorgesehene Gemischte Ausschuß mit dem Sitz in Buenos Aires soll die Durchführung der getroffenen Vereinbarungen erleichtern. Es besteht begründete Hoffnung, daß das Abkommen dazu beitragen wird, die guten freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen dem Deutschen Reich und Argentinien bestehen und bereits in einem Handelsvertrag vom Jahre 1857 ihren Niederschlag gefunden haben, weiter zu entwickeln und zu vertiefen.

Schlafwagenschaffner als Devisenkurier.

Berlin, 19. Oktober.

Das Schnellschöffengericht verurteilte am Donnerstag nach zweitägiger Verhandlung wegen fortgesetzten Devisenverbrechens den 43 Jahre alten Albert Vogler zu fünf Jahren Zuchthaus und 50 000 Mark Geldstrafe, den 68 Jahre alten Wilhelm Sieckmann zu vier Jahren Zuchthaus, drei Jahren Ehrverlust sowie 50 000 Mark Geldstrafe und den 51 Jahre alten Theodor Hoppe zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus, drei Jahren Ehrverlust und 25 000 Mark Geldstrafe. Gegen zwei Mitangeklagte wurde das Verfahren auf Grund der Amnestie eingestellt.

Die Verurteilten waren beschuldigt, im Auftrage des ins Ausland geflüchteten, aus Odessa stammenden Jakob Schapiro, dem früheren Mitinhaber des Berliner Sportpalastes, rechtswidrige Effektenverkäufe vorgenommen zu haben. Der verurteilte Hoppe war der letzte Direktor des kürzlich versteigerten Sportpalastes. Vogler war von Beruf Schlafwagenkontrolleur aus dem Elsaß. Die Anklage warf ihm vor, Effekten über die Grenze geschmuggelt zu haben.

★

Jakob Schapiro sitzt weit vom Schuß in Paris. Als er nach der vollständigen Ausplünderung der „Neuen Boden-AG." im Frühjahr 1933 in Haft genommen war, gelang es ihm, gegen Kautionsgestellung wieder auf freien Fuß zu kommen. Er nutzte schnell die wiedergewonnene Freiheit, um nach Frankreich zu flüchten. Offiziell handelte er in Paris mit getrockneten Bananen und Pflaumen; unter diesem Aushängeschild seiner Betriebsamkeit aber handelte er in Effekten und Devisen. In dem Angestellten einer französischen Eisenbahngesellschaft, einem Schlafwagenschaffner des Nord-Expreß, fand er seinen Kurier. In unauffälligen Verstecken im Schlafwagen brachte der Elsässer Albert Vogler die Effektenpakete über die Grenze nach Deutschland, und den Reichsmarkerlös wieder zurück nach Paris. In seinem früheren Unterdirektor bei den Unternehmungen, denen er selbst als Generaldirektor präsidierte, fand Schapiro einen „Vertreter" in Deutschland. Theodor Hoppe, der einst in Vertretung Schapiros dem Berliner Sportpalast vorstand, war viermal nach Paris gereist. Angeblich, um mit seinem geflüchteten Chef geschäftliche Differenzen zu regeln. Jakob Schapiro sprach von seinen Effektengeschäften. Albert Vogler, der Schlafwagenkontrolleur, wurde Theodor Hoppe vorgestellt: „Das ist mein Kurier, der die Aktien den Herren in Deutschland überbringt und später mit ihnen abrechnet!" Mit beiden Händen griff Hoppe zu, bei Zusicherung eines Gewinnanteils von mindestens 10 Prozent. Jetzt allerdings wollte Hoppe das Gericht glauben machen, er habe nur gewissermaßen zum Schein zugegriffen, nur, um auf Umwegen Gelder hereinzubekommen, die er noch von Jakob Schapiro zu fordern hatte. Ueber das Bankkonto seiner Frau — sein eigenes war von der Steuerbehörde gesperrt — machte Hoppe die ihm von Schapiros Kurier überbrachten Effekten aus Auslandsbesitz zu Geld.

Ein anderer deutscher Helfer erstand Jakob Schapiro in dem 68 Jahre alten Sieckmann. Dieser hatte lange Jahre hindurch mit Schapiro in Geschäftsverbindung gestanden und hatte für ihn Gefälligkeits-, also Kellerwechsel ausgestellt, deren Wert in die Millionen gingen. Nach der Flucht Schapiros aber saß Sieckmann mit seinen Wechselverpflichtungen fest. Aber dann revanchierte sich Schapiro, indem er Sieckmann in sein Effektenschieberspiel einschaltete. Der alte Sieckmann spielte seine Rolle glänzend. Er ließ sich nach Paris einladen, dem pietätvollen Herrn Schapiro einige alte Kleidungsstücke nachzubringen! Er ließ sich Aktien im Werte von 32 000 Mark von Paris mit auf die Reise geben. Er wunderte sich nicht weiter, wenn er aus Düsseldorf oder Köln oder Dortmund in offenen Briefen ohne Absenderangabe wertvolle deutsche Effekten aus Auslandsbesitz zugestellt erhielt.

Die Aufdeckung der Effektenschiebung entwickelte sich über einen Umweg. Die Zollbehörden hatten den französischen Schlafwagenschaffner im Verdacht des Rauschgift- und Spirituosenschmuggels; als bei Hoppe, in dessen Behausung sie den Franzosen hatten verschwinden sehen, die Fahndungsbeamten klopften, fanden sie eine Zentrale des Schapiroschen Effektenschwindels. Leider konnten aber nur die Helfer des gerissenen Urhebers der Schieberei ihrer verdienten Strafe zugeführt werden.

Gesetz, Rechtspflege und Richter im einheitlichen Staat.

Reden des Reichsjustizministers Dr. Gürtner und des Staatssekretärs Dr. Freisler.

100 Jahr-Feier des Oberlandesgerichtes Kiel.

DNB **Kiel**, 18. Oktober.

Das Oberlandesgericht Kiel beging am Donnerstag seine 100 Jahr-Feier mit einem Festakt in der Aula der Kieler Universität, die durch eine Rede des Reichsministers der Justiz, Dr. Gürtner, ihre besondere Note erhielt. Er führte darin über das Thema „Einheitliche Justiz im einheitlichen Reich" u. a. aus:

Der Führer und Kanzler war es, der das grandiose Kriegserlebnis nicht nur zur volkserfüllenden Idee, sondern nach etwa 14jährigem Kampfe zur wirklichen Tat gemacht hat. So haben wir es nach Kriegsnot und -tot erleben dürfen, daß ein Mann das deutsche Volk zu neuem Leben erweckte.

Daß eine derartige Umwälzung, wie wir sie erlebt haben, auch an die Grundlagen des Rechts rütteln muß, ist unabwendbar. Auch dazu hat der Führer bereits sein Bekenntnis abgelegt: Nicht das Individuum kann Gegenstand gesetzlicher Sorge sein, sondern das Volk. Die Rechtsordnung kann nicht den Lebensbezirk eines einzelnen abgrenzen und zu schützen versuchen, sondern das Recht kann nur geschaffen und verstanden werden als die Ausdrucksform des Lebens des Volkes. Und wenn der einzelne nur seine Bedeutung als Genosse des Volkes hat und haben kann, so kann auch das Recht seine Grundlage nur haben in den Lebensrechten der Gemeinschaft. Die praktischen Folgerungen daraus sind ganz einfach zu ziehen. Die Rechtslehre ist kein Unterricht in den Kampfregeln, mit denen man die Interessen des Lebens ausficht, sondern ein Bekenntnis, eine Anschauung. Die Erziehung des juristischen Nachwuchses bezweckt nicht die Vermittlung rein formeller Technik oder Kunstfertigkeit, sondern auch hier gilt es, eine Heranbildung des Richters nicht in dem luftleeren, anschauungslosen Raum der Abstraktion und der mechanischen Handhabung von Gesetzregeln zu erheischen, sondern die Heranziehung von Menschen, deren rechtausübende Tätigkeit in keiner Stunde etwas anderes ist wie das Bekenntnis zu dem großen Glaubenssatz, den ich als die Grundlage der Gesamthaltung des Volkes bezeichnet habe. In gleicher Weise hat der Geist der neuen Zeit in die Rechtsprechung Eingang gefunden. Er wird sie immer mehr erfüllen, ohne daß auch nur ein Buchstabe des Gesetzes geändert würde. Der gleiche Geist offenbart sich auch in der gesetzgeberischen Arbeit des neuen Staates, wie beispielsweise in dem Gesetz zur Bekämpfung der Gewohnheitsverbrecher, des Hoch- und Landesverrates und der Korruptionsverbrechen.

Die Aufgabe, die Formen des Reiches und den Apparat, den der Staat gebraucht, um Recht und Gesetz zu schützen, zu vereinheitlichen stellt nur einen Teilausschnitt aus dem ganz großen Gebiet der Neugestaltung des Reiches überhaupt dar. Die Herbeiführung dieses Zieles ist heute keine politische Frage mehr und keine Frage der Zweckmäßigkeit, sondern sie ist die nächste Folgerung aus dem großen Gedanken des Führertums. Wo die Grundlagen des gesamten öffentlichen Lebens innerlich eins geworden sind, müssen die äußeren Formen dieser Entwicklung folgen.

Im einstündigen Vortrag gab sodann Rechtsanwalt Dr. Kähler (Kiel) einen Ueberblick über die wechselvolle Geschichte des Oberlandesgerichtes Kiel.

Anschließend sprach Staatssekretär Staatsrat Dr. Freisler über „Richter, Gesetz und Recht und Gesetz".

In dieser Rede erläuterte er u. a. den Begriff der Volksführung. Er betonte, die nationalsozialistische Idee der Volksführung sei dahin klargestellt, daß die Volksführung und Führerstellung sich ausnahmslos auf alle Organe der Volksführung und alle Tätigkeit dieser Organe erstrecke. Der nationalsozialistische Staat, der auf der Geschlossenheit der Führung beruhe, belehne zur Durchführung seines Führerwillens Persönlichkeiten mit dem zur Erfüllung der ihnen überwiesenen Aufgaben notwendigen Vertrauen. Die Aufgabe der so belehnten Organe bestehe nun einzig und allein in der treuen Erfüllung der ihnen zugewiesenen Pflichten. Das sei die Grundlage der nationalsozialistischen Volksführung und müsse auch für den deutschen Richter Grundlage seiner Berufstätigkeit bedeuten. Er habe sein ganzes Handeln einzustellen auf die Grundanschauung vom Verbundensein des einzelnen mit der Volksgemeinschaft, wie sie Gemeingut des deutschen Volkes geworden sei. Für den Richter müsse bei der Rechtssprechung das zentrale sittliche Postulat unserer Grundanschauung und damit zugleich auch die materielle Gerechtigkeit im Mittelpunkt seiner Betrachtungen stehen. Er müsse sich stets bewußt sein, daß er die Aufgabe eines Organs der Volksführung zu erfüllen habe. Kein Organ habe aber das Recht zur Kontrolle der Führung. Die Aufgabe jedes Organs und somit auch die der Rechtspflege sei Treue und Gefolgschaft. Die Führung des Volkes ihrerseits habe die Aufgabe, ihren Organen klare Erkenntnismittel des Willens der Volksführung zur Verfügung zu stellen. Ausdrucksform des Willens des Volkes und damit auch des Sehnens des Volkes nach materieller Gerichtigkeit bilden die nationalsozialistischen Gesetze, an die der Richter gebunden sei und wodurch seine Aufgabe klar und deutlich gesteckt sei. Um diese Aufgabe restlos erfüllen zu können, müsse der Richter innerlich Bestandteil des einigen Volkes werden, um bei der Rechtsauslegung und Rechtsanwendung im Sinne der nationalsozialistischen Grundanschauung verfahren zu können.

Das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied schlossen den eindrucksvollen Festakt.

Göring bei der Beisetzung in Belgrad.



Unser Bild zeigt den Ministerpräsidenten Göring (links) mit einer Reihe anderer Vertreter im Trauerzuge. Rechts sieht man den französischen Marschall Pétain.

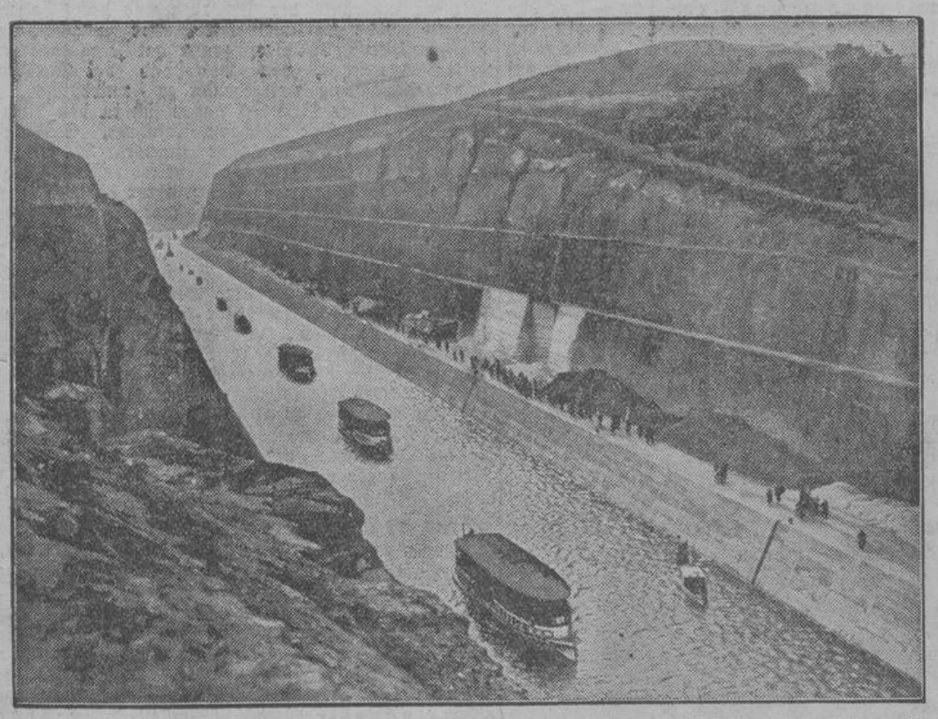
Der König-Albert-Kanal.

Die Schiffsverbindung Lüttich–Antwerpen.

Belgien feiert den Erfolg seiner Techniker. Mit großen materiellen Opfern ist er erzwungen, sind die enormen technischen Schwierigkeiten überwunden worden — das schwierigste Teilstück des großen König-Albert-Kanals, der Antwerpen mit Lüttich verbinden wird, ist fertiggestellt. Nach 7jähriger, mit Entschlossenheit und unermüdlicher Energie durchgeführter Arbeit ist der Kanalabschnitt von Lanaye bis Lanaeken gebaut worden. Das Königspaar hat an der Schleuse von Petit Lanaye das erste Kanalstück dem Verkehr übergeben.

Werden die wirtschaftlichen Vorteile des neuen Wasserweges die gewaltigen Kosten aufwiegen? Die Bedeutung des Albert-Kanals ist nicht nur eine wirtschaftliche. Er schafft endlich die stets vermißte direkte Verbindung zwischen dem Kohlenrevier und dem Seehafen Antwerpen und er führt ausschließlich durch belgisches Gebiet. Die letztere Tatsache ist es, die dem Kanalprojekt so starkes Interesse in allen Teilen des belgischen Volkes und die tatkräftige Förderung durch den König verschafft hat. Bisher war der Campine-Kanal der einzige Wasserweg von Lüttich nach Antwerpen und die belgischen Kohlenschiffe mußten, seinem Lauf folgend, holländisches Gebiet berühren. Seit der Loslösung Belgiens von Holland im Jahre 1832 ist der Mangel einer eigenen, vom Ausland unabhängigen Wasserverbindung von Belgien stets schwer empfunden worden.

Der König-Albert-Kanal soll der belgischen Binnenschiffahrt aber noch aus einem anderen Grunde einen erheblichen Vorteil gegenüber Holland verschaffen. Um die Strecke Lüttich—Antwerpen auf möglichst geradem Wege zurückzulegen, haben die Ingenieure sich nicht davor gescheut ganze Bergzüge unter ungeheuren Kosten zu durchstechen. Sie haben damit erreicht, daß die Verbindung Lüttich—Antwerpen um 165 km kürzer sein wird als die von Lüttich nach dem holländischen Hafen Rotterdam. Es ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß ein ansehnlicher Anteil der Transporte, die bisher nach Rotterdam gegangen sind, in Zukunft nach Antwerpen abgelenkt wird.



Rechnet man zu diesen wirtschaftlichen Erwägungen noch hinzu, daß man in Belgien dem König-Albert-Kanal eine bedeutsame strategische Bedeutung beimißt, dann ist es zu verstehen, daß die Fertigstellung des schwierigsten Kanalabschnitts von allen Teilen der Bevölkerung als ein Erfolg von geschichtlicher Tragweite gewürdigt wurde. Die technische Leitung findet jedenfalls bei den Sachkennern der ganzen Welt größte Bewunderung. (Auf unserem Bilde sieht man die Schiffe mit den Ehrengästen, die als erste durch den fertiggestellten Kanalabschnitt fahren.)

Ein Status-quo-Saargebiet ein Unruheherd für Europa.

Saarbevollmächtigter Bürckel zur Abstimmung.

DNB. **Kaiserslautern**, 19. Oktober.

Auf einer großen Saarkundgebung hielt hier der Saarbevollmächtigte der Reichsregierung Bürckel eine eindrucksvolle Rede, die von den Anwesenden mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde.

Die Aeußerungen Doumergues, so sagt Bürckel u. a., geben uns die Hoffnung, daß ein ehrlicher Friedenswille zweier großer Nationen und Völker endlich zur Grundlage einer anständigen und ehrenvollen Verständigung wird. Leider gibt es im Hinblick auf die Saarfrage noch sehr erhebliche Meinungsverschiedenheiten zwischen Deutschland und Frankreich.

Mit einem Schlage wird aber auch das Saarproblem aufgehört haben, ein Hindernis der Verständigung zu sein, wenn die Grundsätze des französischen Ministerpräsidenten, die in einem eindeutig feststellbaren Gegensatz zu der französischen Saardenkschrift stehen, zur Grundlage der französischen Saarpolitik gemacht werden.

Der Redner wandte sich dann mit Nachdruck gegen die Versuche der französischen Denkschrift, durch Einmischung in innerdeutsche Angelegenheiten die Saarabstimmungen so zu beeinflussen, wie es allein im Interesse der Status-quo-Anhänger liege.

Seit dem ersten Tage jener Verhandlungen in Versailles, bei denen das Saarproblem von der französischen Friedensdelegation in die Debatte geworfen wurde, habe es nur zwei Standpunkte in dieser Frage gegeben, den deutschen und den französischen.

Inzwischen hatte die französische Politik es für richtig gehalten, die innerpolitische Entwicklung Deutschlands dazu zu benutzen, ihrer Saarpolitik eine andere Richtung zu geben, d. h. die französische Propaganda und Diplomatie unternimmt den Versuch, mit Hilfe einer deutschen Regierungsopposition an der Saar eine Scheinminderheit auftreten zu lassen, die die selbstverständliche Rückgliederung verhindern soll. Diese Methode, unterstrich Bürckel, steht in unleugbarem Gegensatz zu den letzten Ausführungen des französischen Ministerpräsidenten, sie bedeutet nicht nur eine Beeinflussung der Abstimmung, sondern eine unbezweifelbare Einmischung in rein innerpolitische und innerdeutsche Angelegenheiten.

Bürckel setzte sich dann eingehend mit den Anhängern des Status quo auseinander, die nicht gegen Deutschland, sondern gegen die deutsche Regierung kämpfen, also den Sinn der Abstimmung verfälschen, indem sie die Saarabstimmung zu einer Abstimmung über das gegenwärtige deutsche Regierungssystem machen. Die Sinnwidrigkeit dieser Status quo-Deutung wird, betonte der Redner, von Tag zu Tag durchsichtiger.

Um von ihren Anhängern überhaupt noch ernst genommen zu werden, verlangen die Status quo-Anhänger eine sogenannte zweite Abstimmung. Eine zweite Abstimmung aber widerspricht dem Vertrag, widerspricht im Grunde sogar den französischen Absichten und wird niemals möglich sein.

Niemals war es die Absicht der Versailler Konferenz, die Zukunft des Saargebietes von der zufälligen innerpolitischen Situation in Deutschland oder in Frankreich abhängig zu machen.

Deutschland erwartet deshalb vom Völkerbund eine eindeutige Klarstellung des Geistes des Status quo. Eine Klarstellung, die jede Verschiebung der Fragestellung auf ein innerpolitisches Gleis ausschließt und die gleichzeitig jedem Abstimmenden zur Kenntnis bringt, daß diese Abstimmung ein für allemal endgültig ist, weil eine zweite Abstimmung gegen den Versailler Vertrag verstößt und theoretisch eine unendliche Kette von Abstimmungen zur Folge haben müßte.

Ein Status quo-Saargebiet, betonte Gauleiter Bürckel mit Nachdruck, ist nicht nur das Hindernis für eine deutsch-französische Verständigung, es wäre nicht zuletzt ein ständiger Gefahrenherd für die nationalsozialistische Einheit der französischen Nation selbst. Anhänger des Status quo sind in der Hauptsache die aus Deutschland ausgewanderten Marxisten und die kommunistischen Anführer. Sie erstreben ein Aktionszentrum im Herzen Europas! Sie erstreben ein sicheres Asyl, von dem aus sie die beiden Nachbarvölker mit ihren international kommunistisch-marxistischen Ideen verseuchen möchten. Ein Status quo-Saargebiet, das wäre nicht der Sieg Frankreichs über Deutschland, das wäre der Sieg des internationalen Bolschewismus über alle europäischen Staaten, die als völkische und nationale Einheiten im Internationalismus der Kommunisten den Todfeind ihrer Staatsverträge sehen.

Gauleiter Bürckel setzte sich dann ausführlich mit den Trägern des Status quo-Gedankens im Saargebiet auseinander. Sie bestehen, so führte er aus, aus zwei Gruppen:

Aus den marxistischen Restbeständen, die geführt werden von den letzten spekulativen Repräsentanten des Marxismus, die ihr eigenes Gewissen oder in den meisten Fällen das Gewissen des Staatsanwalts zu Emigranten werden ließ. Aus einer Handvoll Menschen, die Deutschland ihr Bekenntnis verweigern aus angeblich konfessionell-religiöser Sorge.

Um die Emigranten besorgte Ausländer fragen immer wieder, was nach der Rückgliederung aus den Emigranten würde, die sich im Saargebiet aufhielten. Darauf gibt es nur die eine Antwort: Wir wünschen unserem deutschen Saarvolk nach 15jähriger Trennung keinen Tag länger diese Landplage der Gesinnungslosigkeit. Wir werden dafür sorgen, daß diese Menschen keine Möglichkeit haben, auf deutschem Boden die Führer fremder Staaten oder die des eigenen Landes meuchlings niederzuknallen, um so einen Weltbrand legen zu können. Und schließlich: Alle Emigranten und erst recht die Summe ihrer Hetze und Verleumdungen gegen Deutschland machen diese Leute für uns nicht so wertvoll, als daß wir ihretwegen auch nur die leisesten Verstimmungen in einer friedlichen Entwicklung aufkommen lassen.

Gauleiter Bürckel sprach dann über die, die ihren Einsatz für den Status quo konfessionell motivieren. Er wies auf die Zeit hin, in der die Gottlosenverbände die deutschen Hauptstädte durchzogen, in der in Theatern und Kinos alles in den Kot getreten wurde, was den Menschen heilig ist. Am Ende jener Entwicklung hätten brennende Kirchen und Klöster gestanden. Seit der Führer regiert, sind diese Dinge vorüber. Damals erhob sich im Saargebiet keine Stimme, die erklärte: zu diesem Deutschland wollen wir nicht.

Das Bekenntnis zu seinem Volkstum gehört auch zur Religion. Der Schöpfer hat dem Deutschen sein eigenes Blut gegeben und ihm als göttlichen Willen die Erhaltung des Volkes zur Pflicht gemacht.

Gauleiter Bürckel schloß: Die Saarabstimmung wird zum Rechenschaftsbericht an die Geschichte über die Qualität unseres Volkes. Wer seinen deutschen Brüdern statt mit „Deutschland" mit „Frei-Saar" antwortet, der möge es vor seinen Kindern und seinem Gewissen verantworten. Die Fronten stehen klar: Hier Deutsche und dort Nichtdeutsche, die aber auch keine Franzosen sind, sondern jene entwurzelten Teile, die um die 30 Silberlinge sich schlagen. Drunten im Schacht aber liegt mit der Grubenlampe in der Hand einer, der trägt noch jenen alten Soldatengürtel, auf dem steht „Gott mit uns! In Treue fest!" Und das ist unser Deutschland.



PALMOLIVE-SEIFE

Mehr als Seife ein Schönheitsmittel

1 St. nur 32 ₰
3 Stück 90 ₰

Hersteller: Palmolive-Binder & Ketels G. m. b. H., Hamburg

wenn Sie täglich zweimal den reichen Palmolive-Schaum in die Haut massieren und ihn erst mit warmem, dann mit kaltem Wasser abspülen.

Die Bürgersteuer für 1935.

Abbau für Minderbemittelte und Kinderreiche.

DNB **Berlin**, 19. Okt.

Im Reichsgesetzblatt werden nacheinander die am 16. Oktober beschlossenen neuen Steuergesetze veröffentlicht.

Das Reichsgesetzblatt vom 18. Oktober enthält das neue Bürgersteuergesetz, das vom 1. Januar 1935 ab Geltung hat. Danach sind von der Bürgersteuer alle Personen befreit, die Arbeitslosenunterstützung, laufende öffentliche Fürsorge oder eine Zusatzrente beziehen und deren Einkünfte nicht mehr als 130 v. H. des Betrages übersteigen, der dem allgemeinen Fürsorgesatz entspricht.

Für die Bemessung der Bürgersteuer gelten folgende Steuergrundbeträge (Reichssätze):

3 *RM*	für Steuerpflichtige, die einkommensteuerfrei gewesen sind,			
6 *RM*	von einem Einkommen bis zu	4 500 *RM*,		
9 *RM*	bei Einkommen von	4 500 *RM*	bis	6 000 *RM*,
12 *RM*	bei Einkommen von	6 000 *RM*	bis	8 000 *RM*,
18 *RM*	bei Einkommen von	8 000 *RM*	bis	12 000 *RM*,
24 *RM*	bei Einkommen von	12 000 *RM*	bis	16 000 *RM*,
30 *RM*	bei Einkommen von	16 000 *RM*	bis	20 000 *RM*,
50 *RM*	bei Einkommen von	20 000 *RM*	bis	25 000 *RM*,
75 *RM*	bei Einkommen von	25 000 *RM*	bis	50 000 *RM*,
150 *RM*	bei Einkommen von	50 000 *RM*	bis	75 000 *RM*,
300 *RM*	bei Einkommen von	75 000 *RM*	bis	100 000 *RM*,
500 *RM*	bei Einkommen von	100 000 *RM*	bis	250 000 *RM*,
1000 *RM*	bei Einkommen von	250 000 *RM*	bis	500 000 *RM*,
2000 *RM*	bei Einkommen von mehr als	500 000 *RM*.		

Der Reichssatz ermäßigt sich bei Steuerpflichtigen, zu deren Haushalt mindestens zwei minderjährige Kinder gehören:

um je 2 RM. für das zweite und jedes folgende minderjährige Kind, wenn das Einkommen des Steuerpflichtigen nicht mehr als 2400 RM. beträgt,

um je 1 RM. für das zweite und dritte minderjährige Kind und um je 2 RM. für das vierte und jedes folgende minderjährige Kind, wenn das Einkommen des Steuerpflichtigen mehr als 2400 RM., jedoch nicht mehr als 12 000 RM. beträgt.

★

Die Reichssätze sind bekanntlich die Grundlage für die Festsetzung der Bürgersteuer in den Kommunen, die je nach ihrer finanzielle Lage ein Mehrfaches der Reichssätze, z. B. in zahlreichen Gemeinden Rheinlands und Westfalens das Fünf- oder Sechsfache, erheben. Die Bürgersteuer wird nach dem neuen für 1935 geltenden Gesetz für Steuerpflichtige mit mehreren Kindern, sofern es bei den alten Vervielfachungen der Reichsätze bleibt, was wohl als sicher gelten kann, fühlbar gesenkt werden. Hat z. B. ein Steuerpflichtiger mit einem Einkommen von 8000 RM drei minderjährige Kinder, so zahlte er in diesem Jahre in Gemeinden, die 500 Prozent Bürgersteuer erheben, 120 RM, im kommenden Jahre dagegen bei einem Reichsatz von 18 RM, vermindert um je 1 RM für das zweite und dritte minderjährige Kind, 5×16 = 80 RM. Die Steuersenkung beträgt in diesem Falle also 33⅓ Prozent. Bemerkenswert ist, daß bei den Steuerpflichtigen mit Einkommen bis zu 2400 RM die Ermäßigung für das zweite und jedes folgende Kind doppelt so hoch ist wie bei den Einkommen über 2400 bis 12 000 RM. Ein Steuerpflichtiger mit drei minderjährigen Kindern und einem Einkommen bis zu 2400 RM wird daher in Gemeinden, die 500 Prozent Bürgersteuer erheben, nur noch 10 RM im ganzen Jahr zu zahlen haben; hat er vier minderjährige Kinder, so wird er bürgersteuerfrei. Die Rücksichtnahme auf die Familie, die eine der leitenden Grundsätze unserer heutigen Steuerpolitik darstellt, wirkt sich somit auch bei der Bürgersteuer in erfreulichster Weise aus. Nicht minder sozial gedacht ist die Bevorzugung der Kinderreichen mit kleinem Einkommen. #



Trauerfeier für Barthou in Berlin.

In der St. Hedwigs-Kathedrale in Berlin fand am Donnerstag ein feierliches Requiem für den französischen Außenminister Barthou statt, das von dem päpstlichen Nuntius Exzellenz Orsenigo zelebriert wurde. An dem Gottesdienst nahmen außer dem Diplomatischen Korps Staatssekretär Dr. Meißner als Vertreter des Führers (inks im Altarraum) und der französische Botschafter François-Poncet (rechts im Altarraum) teil.

Grundsätzliche Probleme des nationalsozialistischen Wirtschaftsaufbaus.

Eine Rede des Wirtschaftsführers Graf von der Goltz.

DNB **Berlin**, 18. Oktober.

Auf dem Wochenfrühstück der Berliner Gesellschaft der Deutschen Akademie im Hotel Kaiserhof sprach Donnerstag mittag der kommissarische Führer des Gesamtverbandes der deutschen Wirtschaft, Staatsrat Dr. Graf von der Goltz, über grundsätzliche Probleme des nationalsozialistischen Wirtschaftsaufbaues. In seinen bemerkenswerten Ausführungen gab der Redner eine hervorragende stattsphilosophische Deutung der nationalsozialistischen Gemeinschaftsformen in der deutschen Wirtschaft.

Er warf einleitend die Frage auf, ob und wann der Staat in die Wirtschaft eingreifen dürfe. Es sei allgemein anerkannt, so betonte er, daß der Staat das Recht und die Pflicht habe, in gewissen Zeiten der Gefahr einzugreifen. Der Krieg habe weitgehend zu der Auffassung beigetragen, daß es nicht möglich sei, daß ein Volk für die Gemeinschaft sterbe, aber nachher nicht der Gemeinschaft lebe. Es sei sinnlos, für einander zu sterben, um später gegeneinander zu leben. Der Wille zur Gemeinschaft, der das ganze Dasein erhalte und für den das ganze Dasein geopfert werde, könne nicht vor einzelnen Lebensgebieten Halt machen. Die Wirtschaft sei in dieser Beziehung nicht ein Ding an sich, das nur zu einer Art materieller Berufsbefriedigung da sei und als eine mehr oder weniger materielle und technische Angelegenheit mit Weltanschauung nichts zu tun habe. Man könne nicht als Weltbild die Gemeinschaft verkünden, aber aus diesem Weltbild praktisch die Lebensarbeit der meisten Deutschen ausschalten. Die ganzen sozialen Zuckungen der letzten Jahre und Jahrzehnte seien als ein Ausbruch der allgemeinen Sehnsucht auf dem ganzen Erdball zu werten, als ein Ausbruch des Ringens und die Form einer Gemeinschaft. Es handele sich darum, die einzelnen Kräfte zu multiplizieren zu einer gesteigerten Gesamtleistung für die Gemeinschaft, nicht aber zu einer öden Gleichmacherei. Unsere Losung sei die Losung des Mutes und des Glaubens an das Volk und seine Kraft. Der Nationalsozialismus sei beseelt von dem Willen, eine Gemeinschaft aufzubauen, in der jeder einzelne zu größtem Schaffen beseelt werde und trotzdem im Ziel gebunden sei für diese Gemeinschaft.

Diese Losung sei gebunden im Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit. Das Ziel dieses Gesetzes sei ein gemeinschaftliches Arbeiten des gesamten Betriebes vom Unternehmer bis zum Arbeiter dergestalt, doß sowohl der Unternehmer wie der letzte Arbeiter in seiner Schaffensfreude und damit in seiner Leistungsfähigkeit gestärkt werde. Der Arbeiter werde in seinen Rechten geschützt durch den Staat, verkörpert durch den Treuhänder der Arbeit. Der Unternehmer werde geschützt in seiner Arbeitsfreude und Schaffenskraft vor jedem äußeren Eingriff in seinen Betrieb. Denn er könne für seine Betriebsführung nur verantwortlich gemacht werden, wenn er tatsächlich frei die Verantwortung trage. Damit sei die Schicksalsgemeinschaft in guten und bösen Zeiten geschaffen.

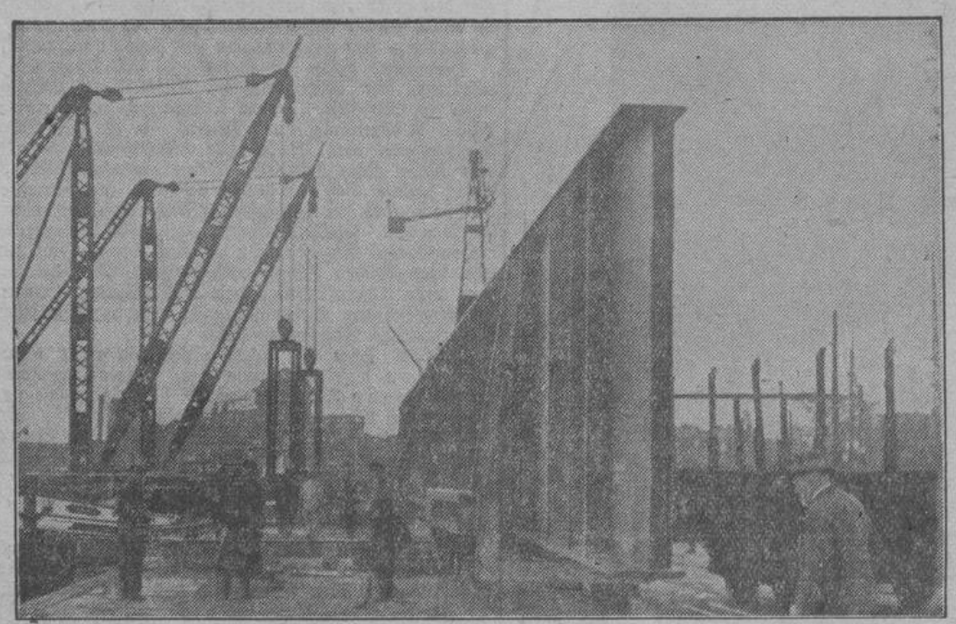
Der Redner kam dann auf die Uebersetzung dieser Grundgedanken in die Praxis der einheitlichen Wirtschaftspolitik zu sprechen. Für die Lenkung aller Wirtschaftszweige werde es für jede Regierung letzten Endes nützlich und vielleicht notwendig sein, einen Apparat zu besitzen, in dem die gesamten Berufszweige ausschließlich und vollständig vertreten sind. Entscheidend sei, daß man ein solches Werk aufbaue, damit es für den Fall der Verwendung jederzeit startkräftig und verwendungsfähig sei. Verwendungsfähig werde eine solche Organisation schon dadurch sein müssen, daß ihr unzählige Aufgaben der eigenen Selbstverwaltung der Wirtschaft zufallen. Je mehr die Wirtschaft unter Benutzung ihrer eigenen Organisation die Fragen und Schwierigkeiten aus sich heraus allein löse, je mehr sie aus sich heraus den Notwendigkeiten der Zeit Rechnung trage, um so weniger brauche sie darauf zu warten, daß andere Stellen sie zu solchen Maßnahmen veranlassen. In einer Zeit, wo alles zur Gemeinschaft dränge, sei eine solche Zusammenfassung aller Betriebsführer und Wirtschaftszweige das sicherste Mittel, um in praktischer Arbeit wirklich die Gemeinschaft zu fördern und formen. Die Wirtschaftsorganisation habe eine Unzahl praktischer Aufgaben zu lösen, wie Fragen der Selbsthilfe der Wirtschaft, des Selbstausgleichs der Schwierigkeiten zwischen einzelnen Wirtschaftszweigen und großen Wirtschaftsgruppen, Möglichkeiten der Zusammenarbeit auf dem Gebiete des Außenhandels, die Frage der Standespflichten der gesamten Wirtschaft usw. Die Wirtschaft werde so auch die Möglichkeit zu einer Selbstbereinigung haben. Nur eine Wirtschaft, die selbst das Notwendige tue, werde auf die Dauer das moralische Recht und die Möglichkeit haben, sich zu behaupten. Es komme hier weniger auf Sentenzen und Sprüche an als auf ein robustes Handeln und Durchgreifen. Unsere Generation sei von der Geschichte zu einem Geschlecht des Opferns bestimmt; wir seien in einen großen Umbruch hineingeboren. Die eigentliche Grundfrage unserer Zeit sei die, ob wir dieses Schicksal meistern oder daran zugrunde gehen.

Flüssige und gasförmige Treibstoffe aus Steinkohle.

WHD **Essen**, 19. Oktober.

Der zweite Tag der 6. Technischen Tagung des Vereins für die bergbaulichen Interessen in Essen stand im Zeichen der Erörterung der flüssigen und gasförmigen Treibstoffgewinnung aus Steinkohle sowie der Verwendung von Teer zum Straßenbau. Zunächst behandelte Dr. Broche, Essen, das Thema „Flüssige Treibstoffe aus Steinkohle im Rahmen des Energiebedarfs der deutschen Kraftwirtschaft". Genau so, wie sich die Kraftwirtschaft der einzelnen Länder in der Art ihres Energiemittelbedarfs nach dem Charakter der landeigenen Bodenschätze richte, müsse sich auch die Verkehrswirtschaft in den einzelnen Ländern nach der naturgegebenen Energie-Rohstoff-Grundlage richten und mithin die Motorisierung in zonenmäßig unterschiedlicher, jeweils grundsätzlicher Weise durchgeführt werden. Es ständen heute Möglichkeiten zur Verfügung, auch feste Brennstoffe, Schwelkoks, u. dgl., für motorischen Antrieb zu verwenden. So werde, während in den ölreichen Ländern die technische Durchführung der Motorisierung unter Verwendung von Oelen ein sehr einheitliches Bild zeige, die technische und energiewirtschaftliche Struktur der Motorisierung Deutschlands eine wesentlich vielgestaltigere sein, da feste, flüssige und gasförmige Brennstoffe nach Maßgabe ihres Abfalles Träger der Verkehrswirtschaft sein müßten. — Nach wie vor seien flüssige Brennstoffe zur Befriedigung des Bedarfs der vorhandenen Oelmotoren und auch künftig bleibender Verkehrsteile soweit als irgend möglich bei der gegebenen Kohleverarbeitung zu gewinnen, wobei künstliche Oele durch Hydrierung der Kohle nach der I. G. oder mittels der Gas-Synthese nach Franz Fischer wertvolle Bereicherung brächten. Es komme darauf an, in elastischer Anpassung aneinander Energiespender und Energieverzehrer derart zu formen, daß in den Grundzügen der Brennstoffbedarf nach Art, Menge und Preiswürdigkeit im eigenen Lande seine beste Deckung finde.

Sodann sprach Oberingenieur Dipl.-Ing. Tränckner, Essen, über „Die neueste Entwicklung in der Verwendung gasförmiger Treibstoffe". Der Redner wies einleitend darauf hin, daß der Ersatz flüssiger Treibstoffe durch Treibgas technisch gelöst sei. Es sei heute möglich, jeden Vergasermotor auf Treibgas umzustellen, ohne daß die Leistung des Motors sich verringere. Die in Deutschland erzeugbaren Mengen an Ruhrgasöl und Methan könnten eine Menge von ca. 40 000 To. Benzin ersetzen; die bei der Erdölkrackung und Kohlehydrierung anfallenden Gasarten entsprächen etwa 35 000 To. Für die Verwendung der Treibgase mit geringem Heizwert kämen infolge des hohen Flaschengewichts nur Lastwagen und Autobusse in Frage, während mit Butan, Propan und Ruhrgasöl auch Personenwagen betrieben werden könnten. Bisher habe der Treibgasbetrieb nur örtliche Bedeutung erlangen können. Dies liege in erster Linie an den hohen Kosten für den Eisenbahntransport. Es wäre daher zu wünschen, daß für Treibgas hier eine wesentliche Erleichterung geschaffen würde, zumal es sich im wesentlichen um Zusatzfrachten handle. Alle Treibgaserzeuger des Steinkohlenbergbaues werden vom Benzol-Verband in Bochum vertreten. Hier seien auch die grundlegenden Versuche durchgeführt worden, sodaß mit der praktischen Arbeit begonnen werden könne. Mit einer Reihe von Fahrzeughaltern und Verkehrsgesellschaften wurden bereits Verhandlungen aufgenommen. Zur Zeit werde die Umstellung von Probewagen durchgeführt, die schon in den nächsten Wochen in Verkehr gesetzt werden sollten.



Der größte elektrisch geschweißte Brückenträger der Welt.

Für den Bau des Rügendammes traf in Stralsund einer der gewaltigen Brückenträger ein, die für die Strecke Ziegelgraben Stralsund — Dänholm zur Ueberführung des Wasserabschnitts verwendet werden. Dieser Riesenträger ist 52 Meter lang und 3,80 Meter hoch; sein Gewicht beträgt 1600 Zentner. Es ist das erstemal, daß ein solcher Eisenträger aus einem Stück geschweißt wurde.

Heute und morgen!

Fördert das Werk des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Die Vorbereitungen für die Straßen- und Haussammlung des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge sind in umfassender Weise durchgeführt. Von allen Seiten ist dem Volksbund Förderung und Unterstützung seiner Sammlung zuteil geworden. Der Reichsminister des Innern und der Preußische Minister des Innern haben gestattet, daß am Samstag, dem 20. Oktober innerhalb der Behörden und der Polizei im ganzen Reiche gesammelt wird. Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda hat seine Landesstellenleiter angewiesen, den Volksbund bei Durchführung seiner Sammlung weitgehendst zu unterstützen. Alle Gliedrungen der NSDAP haben sich in den Dienst der Sache gestellt. Der Reichsarbeitsführer, Staatssekretär Hierl, und der Stabsleiter Staatsrat Dr. Ley haben Sammlungen innerhalb der Arbeitsdienstlager bezw. der Betriebe genehmigt. Der Reichsführer der NS-Hago Dr. v. Renteln hat gestattet, daß das Sammlungsplakat des Volksbundes überall gezeigt werden darf. Weiterhin haben nachstehende Führer ihren Gliederungen die Unterstützung der Sammlung zur Pflicht gemacht und Sammler zur Verfügung gestellt: Der Chef des Stabes der SA Lutze, der Korpsführer des NSKK Obergruppenführer Hühnlein, der Bundesführer des Reichskriegerbundes „Kyffhäuser" (SA Reserve II) Oberstlandesführer Reinhardt, der Bundesführer des NS-Frontkämpferbundes (Stahlhelm) Reichsminister Seldte, der Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, Gruppenführer Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, der Bundesführer der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener Frhr. von Lersner.

Es gilt, erneut Mittel zu sammeln, um allen unseren gefallenen Helden würdige Ruhestätten zu bereiten und Mahnmale zu bauen, die bis in späteste Jahrhunderte von ihrem Opfermut zeugen.

Der Galvaniseur Emil Winter aus Katzenau in Oberösterreich hatte in einem Schrebergarten eine Benzinquelle entdeckt. Wenigstens erzählte er das seinen Bekannten, die sich davon überzeugen konnten, wie aus einem Rohr, das in die Erde des Gartens führte, reines Benzin floß. Leider interessierte sich auch die Polizei für die seltsame Benzinquelle, und es stellte sich heraus, daß es mit der Quelle eine eigene Bewandtnis hatte. Neben dem Grundstück befindet sich ein großes Industriewerk, das durch Röhrenleitungen mit einigen Benzintanks verbunden ist. Winter hatte eine der Röhren angezapft und eine Zweigleitung in seinen Garten gelegt.

Kommen — sehen — und begeistert sein!

So geht's allen Verlobten und Möbelinteressenten, die uns besuchen. Nicht nur die Größe unserer Auswahl, auch die Schönheit unserer Möbel und die niedrigen Preise imponieren. [5392

Essen, am Rathaus **Möbelhaus Kramm**

Auf der Ausstellung „Deutsche Arbeit im deutschen Westen" haben wir in Halle VI sieben vorbildliche Wohnräume ausgestellt.

Aus Westdeutschland.

Erwerbslose werden umgeschult.

RWD **Bochum**, 19. Oktober.

Die Tatsache, daß es der Metallindustrie an gelernten Facharbeitern mangelt hat das Arbeitsamt Bochum veranlaßt, eine große Werkstatt einzurichten, in der berufsfremde Erwerbslose des Bochumer Arbeitsamtsgebiets für die Metallverarbeitung umgeschult werden. Gelegentlich der Einführung des Arbeitsamtsdirektors Kampmann durch den Präsidenten des Landesarbeitsamtes Westfalen besichtigten die geladenen Gäste die neue Einrichtung, die noch im Entstehen begriffen ist. Rund 50 Drehbänke stehen schon zur Benutzung fertig und geben Gelegenheit in dreischichtigen Kursen innerhalb von zwei oder drei Monaten einige hundert Erwerbslose für einen neuen Beruf zu schulen. Die Schulung geschieht durch ausgebildete Fachleute und erstreckt sich nicht nur auf praktische Arbeit, sondern auch auf theoretische Einführung. Für die nächsten Wochen ist noch die Beschaffung von Hobel- und Fräsmaschinen geplant. Eine Schlosserei ist schon vorhanden, desgleichen eine vollkommen eingerichtete Schmiede.

Das Bottroper Blutdrama.

Die Tat eines Schizophrenen.

RWD **Bottrop**, 19. Okt.

Die Ermittlungen der Kriminalpolizei in der Angelegenheit der Bottroper Bluttat, die sich am letzten Montag ereignete und die bekanntlich zwei Menschenleben forderte, sind jetzt zum Abschluß gelangt. Die Staatsanwaltschaft hat die beiden Leichen freigegeben. Aus der Tatsache, daß Wilhelm Rogmann, ohne daß es zu einem Wortwechsel gekommen war, plötzlich zur Waffe griff und seinen Bruder Heinrich niederschoß, dann ebenfalls ohne Grund seine herbeieilende Cousine durch Schüsse niederstreckte und auf seinem Gang zum Schlafzimmer ohne jegliche Veranlassung auf eine nicht zur Familie gehörende Frau schoß, läßt sich ohne weiteres schließen, daß die Tat von Wilhelm Rohmann in geistiger Umnachtung ausgeführt worden ist. Diese Annahme ist ohne weiteres verständlich, wenn man hört, daß der Täter schon längere Zeit krank war und sich in Behandlung eines Nervenarztes befand. Nach einem ärztlichen Gutachten litt er an Schizophrenie.

Kölner Vorbereitungen für den Karneval.

RWD **Köln**, 19. Oktober.

Mit dem Einzug des Winters hat sich auch die Zeit genähert, in der Prinz Karneval für einige Wochen sein Zepter schwingt. Köln ist für die Narrenzeit 1934/35 bestens gerüstet. Bürgermeister Ebel, der dem Bürgerausschuß vorsteht, betonte, daß der diesjährige Kölner Karneval ganz im Zeichen der Verkehrswerbung stehen müsse. Aus diesem Grunde sei der „Große Rat", der bisher die organisatorischen Arbeiten erledigte, aufgelöst worden, der nunmehr dem Kölner Verkehrsverein angegliedert sei und die Bezeichnung „Ausschuß Kölner Karneval im Kölner Verkehrsverein e. V." führe. Im übrigen wurden in dieser Sitzung interne Angelegenheiten besprochen, die aber eindeutig erkennen ließen, daß man bestrebt ist, den Karneval von jeder Zote reinzuhalten und ihn zu dem zu stempeln, was er wirklich ist: zu einem Volksfest. Um mit der Nachbarschaft Düsseldorf nicht in „Reibereien" zu geraten, will man versuchen, dort den Karnevalszug Sonntags durchzuführen, damit auch die Bewohner der Gartenstadt Gelegenheit haben, am darauffolgenden Tage in Köln den Rosenmontagszug miterleben zu können. Ferner dürfte es die Oeffentlichkeit interessieren, daß der Landeshauptmann der Rheinprovinz, Haake, die Schirmherrschaft über den Kölner Karneval angenommen hat.

Hinrichtung eines Raubmörders.

DNB **Köln**, 19. Okt.

Die Justizpressestelle Köln teilt mit: Der durch rechtskräftiges Urteil des Schwurgerichts in Köln vom 16. Oktober 1933 wegen Raubmordes zum Tode verurteilte Walter Schurek ist am 19. Oktober 1934 in Köln hingerichtet worden. Der Verurteilte hatte am 17. Mai 1933 den Melker Wilhelm Wessel ermordet.

Der preußische Ministerpräsident hat von seinem Gnadenrecht keinen Gebrauch gemacht, weil es sich um einen besonders gemeinen Raubmord handelt. Schurek, der mehrfach vorbestraft ist, hat seinen Berufskameraden, mit dem er sich gemeinsam auf Wanderschaft befand, im Schlaf ermordet, lediglich, um sich dessen geringe Habseligkeiten anzueignen.

20 kommunistische Hochverräter verurteilt.

DNB **Osnabrück**, 19. Oktober.

Das Oberlandesgericht Hamm tagte in Osnabrück, wo sich vor einem Sondergericht des 2. Strafsenats 20 Kommunisten aus Osnabrück und Umgebung wegen hochverräterischer Betätigung zu verantworten hatten. Gegen 12 Angeklagte lautete das Urteil auf Strafen von einem Jahr zwei Monaten Gefängnis bis zwei Jahre Zuchthaus. Drei Angeklagten wurden die Ehrenrechte auf die Dauer von drei Jahren aberkannt. Fünf Angeklagte, darunter drei Frauen, wurden freigesprochen. Landgerichtspräsident Dr. Hermsen-Hamm wies in der Urteilsbegründung auf die Notwendigkeit hin, mit aller Schärfe gegen Elemente vorzugehen, deren Bestrebungen darauf hinauslaufen, mit Gewalt einen Umsturz herbeizuführen.

Todesurteil gegen eine Giftmörderin bestätigt

Das Drama auf dem Edelhof.

h) **Holzminden**, 19. Okt.

Es war im März dieses Jahres, als die Verfolgungsbehörden einem schweren Verbrechen auf die Spur kamen, dem die Freifrau Margarete von Berkelfeldt auf dem Edelhofe im benachbarten Hörden zum Opfer gefallen war. Die Schloßherrin war im Juni 1931 plötzlich gestorben, ohne daß jedoch irgend ein Verdacht auf einen gewaltsamen Tod laut wurde. Im Jahre 1932 legte die langjährige Haushälterin und Gesellschafterin der Berkefeldt, die Witwe Marie Großkopf, den Erben der verstorbenen Schloßherrin einen angeblich von dieser ausgestellten Schuldschein über 43 000 Mk. vor, in dem Freifrau von Berkelfeldt angab, ihrer Hausgehilfin diesen Betrag zu schulden. Die Erben Berkefeldt verweigerten jedoch die Einlösung des Schuldscheines. Der daraufhin angestrengte Prozeß brachte eine große Sensation, denn durch die Gutachten von Schriftsachverständigen und durch Zeugenaussagen wurde festgestellt, daß der Schuldschein gefälscht war. Bei dem sofort anhängig gemachten Verfahren wegen Urkundenfälschung und Betrugsversuchs gegen Frau Großkopf verdichtete sich der Verdacht zur Gewißheit, daß die Schloßherrin Freifrau von Berkelfeldt keines natürlichen Todes gestorben sei. Der Staatsanwalt ordnete die Exhumierung der Leiche an. Dabei wurde festgestellt, daß die Freifrau von Berkelfeldt durch Arsenik vergiftet worden war. Und zwar fand man im Körper der schon vor drei Jahren Gestorbenen noch eine solche Menge Arsenik, die ausgereicht hätte, mehrere Menschen zu töten. Parallel mit diesen Ermittelungen lief die Feststellung, daß die Witwe Großkopf wegen schwerer Eigentumsdelikte und aus anderen Gründen schon mehrfach vorbestraft war. Das gegen die Witwe Großkopf wegen Mordes eingeleitete Verfahren führte noch einer dreitägigen Verhandlung vor dem Schwurgericht zum Todesurteil.

Gegen dieses Urteil hatte die Giftmörderin von Hörden Revision beim Reichsgericht angemeldet. Diese Revision wurde nunmehr als unbegründet verworfen und damit das Urteil des Schwurgerichts bestätigt, das die Großkopf wegen Mordes an ihrer Dienstherrin zum Tode verurteilt.

★

RWD **Bochum**, 19. Okt. **Sechs Monate Gefängnis für Weiterverbreitung eines üblen Geschwätzes.** Vom Schöffengericht Bochum wurde ein Anton A. aus Langendreer zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, weil er sich einem Hitlerjungen gegenüber zum Weiterverbreiter eines üblen Geschwätzes gemacht hat, durch das der Reichsjugendleiter Baldur von Schirach aufs schwerste beleidigt wurde. In der Verhandlung wandte der Angeklagte ein, daß er das Ausgesprochene nicht so schlimm gemeint habe, er hätte sich lediglich einen Spaß mit dem Hitlerjungen erlauben wollen. Der Gerichtsvorsitzende gab ihm den Rat, solche äußerst bedenklichen Späße unterwegs zu lassen. Das Gericht bewertete die Aeußerung des Angeklagten dem Hitlerjungen gegenüber als einen heimtückischen Angriff gegen die Ehre des Reichsjugendführers. Auch der Staatsanwalt hatte 6 Monate Gefängnis beantragt.

RWD **Dinslaken**, 18. Okt. **Gräßliches Unglück an der Ueberlandleitung.** Am Donnerstagnachmittag kletterte der 10jährige Sohn des Bergmanns Gröning aus Lohberg beim Spielen auf einen Mast der elektrischen Ueberlandleitung des RWE. An der Spitze des Mastes setzte sich der Junge auf eine eiserne Stange. Durch irgend einen Umstand kam er mit der 100 000 Volt-Leitung in Berührung. Dem bedauernswerten Knaben verbrannten die Hand und der andere Arm. Beide Körperteile fielen verkohlt zu Boden. Der Junge, dem auch noch Teile des Gesäßes verbrannten, dürfte kaum mit dem Leben davonkommen.

RWD **Essen**, 19. Okt. **Staatsanwaltschaft legt Revision im Essener Aerzte-Prozeß ein.** Gegen das Urteil des Essener Schwurgerichts gegen die beiden Essener Aerzte Dr. Goldberg und Dr. Stern hat die Staatsanwaltschaft nunmehr Revision eingelegt.

RWD **Bonn**, 19. Okt. **Aus dem Universitätsleben.** Der erste Assistent am Institut für gerichtliche und soziale Medizin an der Universität Bonn, Privatdozent Dr. Schröder, hat den Ruf als Professor für gerichtliche und soziale Medizin an die Universität Marburg angenommen.

:: **Siegburg**, 19. Okt. **Der neue Bürgermeister von Siegburg.** Stadtrechtsrat Heinrich Britzsche aus Jena ist vom Kölner Regierungspräsidenten zum Bürgermeister der Stadt Siegburg berufen worden. Der neue Bürgermeister, dessen Amtszeit 12 Jahre beträgt, wird voraussichtlich Ende dieses Monats sein neues Amt antreten.

RWD **Heinsberg**, 19. Okt. **Bedauerlicher Jagdunfall.** Auf einer Jagd, die in der Nähe von Heinsberg abgehalten wurde, gab es einen bedauerlichen Unfall. Ein Jagdanpächter traf einen Jagdaufseher aus Versehen so unglücklich mit einem Schuß, daß dieser ein Auge verlor und auch noch weitere Verletzungen erlitt. Der Getroffene mußte in das Heinsberger Krankenhaus gebracht werden.

Absturz eines französischen Militärflugzeuges.

(!) **Paris**, 18. Okt. Bei Erfoud in Marokko ist ein mit zwei Unteroffizieren besetztes französisches Militärflugzeug abgestürzt. Die beiden Insassen kamen ums Leben.

Kölns neues Universitätsgebäude fertiggestellt.

Eröffnung am 2. November.

Nach nunmehr fünfjähriger Bauzeit ist das neue große Kölner Universitätsgebäude fertiggestellt, ein Ereignis, das weit über die Grenzen der Stadt Köln und der Rheinprovinz größtes Interesse beansprucht. Mit der Vollendung dieses gigantischen Bauwerkes, dessen erste Anfänge auf das Jahr 1926 zurückgehen, ist eine Arbeit zum Abschluß gekommen, die mehr als einmal unterbrochen werden mußte, die oft in Gefahr war, nie vollendet zu werden. Aus Anlaß der Fertigstellung des Universitätsgebäudes versammelten sich am Donnerstag nachmittag Rektor und Kurratorium der Universität sowie die rheinisch-westfälische Presse zu einer ersten Besichtigung. Der Besichtigung voraus gingen einige Ansprachen.

Der Rektor der Universität, Professor Dr. Erwin Geldmacher, eröffnete die Reihe der Vorträge mit einem Referat über Wesen und Geschichte der Universität Köln, in der er u. a. ausführte: Die Kölner Universität ist die zweitälteste deutsche Universität und hat in den 550 Jahren ihres Bestehens eine wechselreiche Geschichte erlebt. An der Wiege der alten Universität standen die bedeutendsten Denker des deutschen Mittelalters, Dominikaner und Franziskaner. Albertus Magnus und sein großer Schüler Thomas von Aquin lehrten ebenso wie Johannes Duns Scotus und Meister Ekkehard an den Hochschulen ihrer Orden in Köln. Diese Scholastiker haben das Denken von Jahrhunderten beeinflußt und mit ihrer Weltanschauung auch die Haltung der Universität Köln bestimmt. Jahrhunderte hindurch hat sie ihre Anziehungskraft ausgeübt weit über die Grenzen Rheinlands und Westfalens hinaus. Erst die neue geistige Bewegung, die durch Humanismus und Reformation bestimmt wurde, ließ die Kölner Universität zurücktreten.

Unter Napoleon schloß die alte Universität ihre Tore, weil die Professoren sich weigerten, den Eid auf die Verfassung der französischen Republik zu leisten. Es war ein ehrenvoller Untergang. Nach den Freiheitskriegen bemühte sich vor allem der letzte Rektor der alten Universität, Ferdinand Franz Wallraf, um die Wiedereröffnung. Der preußische Staat entschied 1818 zugunsten von Bonn.

Aber der Gedanke der Wiedererrichtung blieb lebendig, bis nach dem Kriege aus vier neuartigen Hochschulen die neue Universität zusammengefügt wurde. Es waren: die Handelshochschule, die Akademie für praktische Medizin, die akademische Vereinigung für Rechts- und Staatswissenschaft und Volksbildung und die Verwaltungshochschule.

Der Charakter der 1919 neuerstandenen Kölner Universität ist durch diese Entwicklung bestimmt. Zum Unterschied von Bonn hat sie keine theologischen Fakultäten, wohl aber eine wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Fakultät, die es in dieser Art sonst nur noch in Frankfurt a. M. und in München gibt. Hinsichtlich ihrer Besucherzahl stand die Universität in der Nachkriegszeit ständig an vierter und fünfter Stelle. In der alten Metropole des Westens steht überdies ein wissenschaftliches Untersuchungsmaterial ohnegleichen zur Verfügung. Heute, nach dem Erlöschen der deutschen Universität Straßburg, sind Köln und Bonn die einzigen deutschen Universitäten auf dem linken Rheinufer. In gleicher Entfernung von der Westgrenze liegen auf französischem und belgischem Boden je fünf Universitäten.

Im weiteren Verlauf seiner Rede wandte sich der Rektor gegen den Vorwurf, im Rheinland bestänben auf sehr engem Raum zwei Universitäten, während in anderen Teilen des Reiches auf weit größerem Gebiet nur eine sei. Auf die beiden rheinischen Universitäten fallen aber raumgemäß doppelt soviel Einwohner wie durchschnittlich auf die Universitäten des übrigen Reichsgebietes kommen. Ferner hat Köln eine Verkehrslage ohnegleichen. Die Hälfte der Studenten kann im Elternhause wohnen. So erfaßt die Universität Köln in breitem Rahmen minderbemittelte Schichten, die aus finanziellen Gründen sonst nicht studieren können. Zum Schluß kam er noch auf die großen Opfer zu sprechen, die in der Nachkriegszeit Lehrende und Hörer der Universität gebracht haben zum Bau des neuen Gebäudes und für die Erhaltung der Universität überhaupt.

Anschließend gab Stadtbaurat Mehrtens, der Bauleiter der Universität, einen Ueberblick über Werdegang der Universität, über ihre Wirtschaftlichkeit und ihre Gliederung. Für die Wahl des Platzes des Neubaues war die Nähe der großen Krankenanstalt Lindenburg mit den Einrichtungen der Medizinischen Fakultät stark mitbestimmend. Durch allmähliche Verlegung der naturwissenschaftlichen Institute in unmittelbare Nähe des Neubaues soll mit der Zeit ein geschlossenes Universitätsviertel entstehen. Hervorragend ist bei dem Neubau die Aufgabe, alle allgemeinen Hörsäle, die Seminare und Institute der Wirtschafts-, der Juristischen und der Philosophischen Fakultät und die Hauptabteilungen der Universitäts- und Stadtbibliothek in einem geschlossenen Bau zu vereinigen, gelöst worden. Die Aula bildet das Kernstück des Gebäudes und stellt ein Meisterstück moderner Raumkunst dar. Im Grunde besteht sie aus zwei Hörsälen, die durch Oeffnen einer großen Schiebewand zu einem großen Raum vereinigt werden können, der ein Fassungsvermögen von 1450 Plätzen hat. Für Unterrichtszwecke des Theaterwissenschaftlichen Instituts ist eine kleine Bühne eingebaut, womit also die erste deutsche Universitätsbühne geschaffen ist. Rund 40 Seminare und Institute sind im Neubau vereinigt.

Insgesamt hat der neue Zweckbau rund 175 000 cbm umbauten Raum. Die Summe der Flächen der einzelnen Geschosse beträgt 30 000 qm, hiervon sind 20 000 qm reine Nutzfläche (Säle und Arbeitsräume), das übrige Wandelhallen, Treppenhäuser, Toiletten usw. Die Hauptansichten des Gebäudes sind mit Platten aus Ettringer Tuff bekleidet, die Fenstereinrahmungen des Hauptgeschosses bestehen aus Basaltlava. Bei der inneren Ausgestaltung hat man vor allem Wert auf Gediegenheit des Materials, aber schlichte Formgebung gelegt. Die großen Säle verfügen auch über künstliche Be- und Entlüftung.

Nach einem Referat des Studenschaftsführers der Universität folgte die Besichtigung, die bei allen Teilnehmern Stimmen des Lobes auslöste. Da in den letzten Wochen bereits der große Umzug von der alten Universität und den sonstigen im Stadtgebiet verstreut liegenden Instituten durchgeführt worden ist, kann die Universität, wie vorgesehen, am 2. November ihre Winterarbeit aufnehmen zum Wohle von Volk und Vaterland.

Aufruf des Deutschen Caritas-Verbandes.

Der Deutsche Caritas-Verband erläßt folgenden Aufruf zum Winterhilfswerk:

Erneut hat die Reichsregierung das Winterhilfswerk des deutschen Volkes eröffnet. Alle, die selbst Arbeit und Verdienst haben, sollen sich in echter Notgemeinschaft verbunden fühlen mit den Hilfsbedürftigen im Volke. Wie alljährlich ruft der Deutsche Caritas-Verband auch jetzt wieder seine Mitarbeiter und Freunde in Stadt und Land zu tatkräftiger Mitwirkung und opferbereiter Hilfe auf. Mögen sich alle zusammenfinden in diesem großen Werk edler Gemeinschaftshilfe unseres ganzen Volkes. Im Geiste Christi bringe jeder einzelne Tag für Tag ein wirkliches Opfer, um dadurch einem notleidenden Volksgenossen Halt und Lebensmut zu geben. Echtes Christentum und wahre Vaterlandsliebe werden sich vor allem in hilfsbereiten Opfern bewähren. Für unsere Mitarbeit gilt das Wort der Schrift: Einer trage des anderen Last, so werdet Ihr das Gesetz Christi erfüllen!

Wetterbericht.

:: **Essen**, 19. Oktober.

Vorhersage für Samstag: Bei westlichen Winden meist stark wolkig und später wieder strichweise Niederschlag, nur vorübergehend stärker aufgeheitert, weiter mild.

Vorhersage für Sonntag: Im Bereich der milden Ozeanluft Fortbestand des meist wolkigen zu Niederschlägen neigenden sehr milden Wetters.

Vorhersage für Montag: Noch keine Wetterbesserung absehbar.

„Warum schreibst Du nicht – Rolli?"

Roman von Walter Sawitzky.

Copyright: Nationaler Romandienst, Herbert Kühlmann, Berlin-Tempelhof. Nachdruck verboten!

11)

Und zu Hause wartet die Arbeit! Sie läßt sich von dem Assistenzarzt Bericht erstatten und geht dann wieder.

Am Nachmittag kommt Frau Wilkinson und da wird Kira ganz munter. Nein, kann die lustig und komisch sein! Man möchte ihr immer zuhören. Aber heute hat sie scheinbar noch etwas besonderes in petto. Kira müßte nun sehr vernünftig sein, sagte sie, und recht, recht schnell gesund werden, dann hätte sie mit ihrem Mann eine schöne Ueberraschung für sie. Kira lächelte glücklich, ja sie werde sich Mühe geben, bestimmt wird es eine schöne Ueberraschung sein! Doch wie Frau Wilkinson gegangen ist, denkt sie gar nicht mehr darüber nach.

Rolli ist wieder nicht gekommen! Sie hat ihm doch telegraphieren wollen, sie hat es wieder vergessen! Es ist doch sonderbar, daß sie tagsüber gar nicht an ihn denkt. Dann in der Nacht kommen alle diese Gedanken wieder. Wo ist er denn, was ist denn eigentlich mit ihm? Gestern hatte sie doch so schön alles beisammen! Da war das Bild von Charly gewesen und Rolli war zu ihm nach Rom gefahren. Nein doch, erst war doch noch der Krach im Atelier gewesen! Aber der Regisseur war doch gar nicht tot, sie hatte doch später im Atelier angerufen! Von wo aus hatte sie denn angerufen? Richtig, nun weiß sie es ganz genau, sie war ja bei ihm, bei Rolli in seinem Zimmer gewesen, hatte sich dort umgezogen, dann war er weggegangen, und unterdessen hatte sie telephoniert. Ach wie gut, nun weiß sie ja wieder alles ganz genau!

Sie öffnet die Augen und sieht sich um. Die Nachtschwester ist nicht im Zimmer, es geht wohl schon gegen Morgen. Sie ist ganz wach eben und auf eine eigentümliche Weise zufrieden. Das ist gut, daß sie nun alles wieder weiß und verstehen kann, sie erinnert sich ganz genau jetzt. Sie hatte sich Rollis Zimmer angesehen, sie sieht es deutlich vor sich, den großen Schreibtisch mit dem Fernsprecher, ihr Bild auf dem Bettschränkchen ... Dann war Rolli zurückgekommen, sie hatten zusammen seinen Koffer gepackt, er war so lieb, so lieb zu ihr gewesen, und dann ...

Kira liegt plötzlich ganz unbeweglich. Sie starrt nach oben ins Dunkel, sie krampft etwas die Hände zusammen, sie möchte eben weinen ... nun ist doch wieder alles so wirr, so verschwommen ... oder, war das alles wirklich geschehen?

Sie strengte ihren Kopf an. Rolli hilf mir doch!

Stunden vergehen, sie kann nicht schlafen, und fürchtet sich wiederum davor ganz wach zu werden. So geht der Rest der Nacht im wirren Halbschlaf hin. Dann kommt die Generalin, Kira stellt sich schlafend, sie kann jetzt nicht mit der Mutter sprechen. Wird sie ihr nicht alles ansehen?

Am Nachmittag, Frau Wilkinson ist heute nicht gekommen, versucht sie wieder zu denken. Es geht ganz leicht heute. Nun weiß sie, wie alles war. Rolli ist dann am Abend abgereist, sie hat noch zum Bahnhof kommen wollen, hatte sich verspätet, und dann war das Unglück geschehen. Wie wird er auf sie gewartet haben! Wie unglücklich wird er gewesen sein! Nun muß doch auch bald eine Nachricht von ihm kommen, was für ein Tag ist denn heute? Wie lange liegt sie denn schon hier? Man muß später die Schwester danach fragen, vielleicht ist schon längst ein Brief für sie da!

Am nächsten Vormittag wird sie genau vom Chefarzt untersucht. Professor Hammerling ist durchaus zufrieden mit dem Befund, noch vierzehn Tage absoluter Ruhe, dann dürfte sie wohl als vollkommen geheilt gelten.

Die Generalin ist an diesem Morgen mit dem Verpacken großer, alter Familienbücher beschäftigt, als ein Brief für Kira gebracht wird. Eine italienische Marke? Poststempel Rom? Sie wendet den Brief um. Absender Rolf Brunander.

So! Herr Brunander weilt also in Rom. Nun ist es klar, warum Kira damals mit dem Paket zum Bahnhof eilte, als das Unglück passierte! Sie hat sich eigentlich schon gewundert, daß kein Anruf für Kira gekommen ist. Man muß nun also Kira diesen Brief hinbringen. Oder ...

Die Generalin setzt sich nachdenklich in einen Sessel. Sie wendet den Brief hin und her. Wenn sie ihn nun nicht hinbringt? Ist es nicht ihr mütterliches Recht, ja geradezu ihre Pflicht, hier ein wenig Vorsehung zu spielen? Irgendwelchem vernünftigen Zureden ist Kira doch vollkommen unzugänglich. Wenn Brunander nicht mehr in Berlin ist, wenn er nicht mehr täglich die Möglichkeit hat, auf sie einzuwirken, ist das nicht schon der erste Schritt einer gründlichen Lösung von ihm? Wenn allerdings eine rege Korrespondenz eintritt, dann ist es ja gar nicht abzusehen, wann Kira endlich zur Vernunft kommen wird. Nein, Kira wird diesen Brief nicht erhalten! Lesen wird sie ihn natürlich nicht, das widerstrebt ihr, auch wird sie ihn nicht vernichten. Sie wird ihn aufbewahren und zu einem Zeitpunkt der Tochter aushändigen, wenn er kein Unheil mehr anrichten kann! Dieses ist fester Entschluß jetzt, an ihren Entschlüssen pflegt die Generalin festzuhalten. Wenn aber Kira nach Briefen fragen sollte? Nun, dann wird sie eben lügen. Das Glück ihres Kindes rechtfertigt diesen Schritt, so schwer es ihrem aufrechten und wahrhaften Charakter auch fällt!

Und unten im Empfangszimmer des Professors sitzt das Ehepaar Wilkinson, und es wird über Kira gesprochen. Die Amerikaner haben das junge, schöne Menschenkind ins Herz geschlossen, und wollen ihre Fürsorge für sie nicht mit beendetem Aufenthalt in der Klinik erschöpft wissen. In Berlin wird es nun bald kalt und unfreundlich sein, da will man wieder etwas südwärts gehen, man habe etwa an Meran gedacht, das schöne Klima der Traubenkur im Spätherbst, und man würde Fräulein von Quanten gerne dorthin mitnehmen. Für die beiden, von ihren Kindern getrennten alten Leute sei das Zusammensein mit dem blühenden, jugendfrischen Mädchen direkt eine Wohltat, und ob der Herr Professor nicht meine, daß der Patientin nach dem erlittenen Unfall ein Aufenthalt in dem schönen Kurort sehr bekömmlich wäre!

Professor Hammerling ist direkt entzückt. „Aber gewiß, meine Herrschaften," sagt er lebhaft, „etwas Besseres kann unserer lieben Patientin ja kaum geschehen. Sie ist überhaupt gesundheitlich nicht ganz auf der Höhe, auch mit den Nerven etwas durcheinander, besonders jetzt, nach dem Unfall. Und die Verhältnisse zu Hause scheinen alles andere als rosig zu sein. Wie verlautet, ist die junge Dame als Filmkomparsin tätig gewesen, nun — ich meine, ein Mädchen aus solch einer Familie, mit solch einer Erziehung tut das doch nicht, wenn sie es nicht sehr, aber auch wirklich sehr nötig hat! Sie tun entschieden ein gutes Werk an dem jungen Ding, wenn Sie sich noch weiter etwas um sie kümmern. Und gerade zu Meran kann ich nur dringendst zu raten."

„Und wann meinen Sie, Herr Professor, wird Fräulein von Quanten reisefertig sein?"

In etwa zwei Wochen glaube ich bestimmt. Wollen Sie die Reise in Ihrem Wagen machen?"

„Nix Wagen, nix Wagen," wehrt Wilkinson ab, „habe große Angst jetzt zu setzen Miß Kira in dieser Wagen!"

„Mit dem Termin würde es ja gut zu unseren Dispositionen passen," bemerkte die Amerikanerin, „wir wollen in den ersten Tagen des Oktober fahren. Du kannst ja schon die Zimmer im Meraner Hof bestellen, Gerald!"

„Eins noch, gnädige Frau," sagte der Professor, „es wäre zweckmäßig, wenn Sie mit der Mitteilung an Fräulein von Quanten noch etwas zögern würden, da man sie noch vor jeder Erregung, und sei es auch einer freudigen, bewahren muß. Aber vielleicht können Sie sich schon mit der Generalin verständigen. Wie ich höre, ist sie eben mit der Liquidation ihrer Wohnung beschäftigt, da wird es für sie gewiß von Wichtigkeit sein, zu wissen, was Sie mit ihrer Tochter für Absichten haben."

(Fortsetzung folgt.)

Turnen Spiel Sport

Zum Kampf gegen Hunger und Kälte.

Aufruf des Reichssportführers.

„Unser Führer und Reichskanzler Adolf Hitler hat in einer eindrucksvollen Kundgebung zum Winterhilfswerk 1934/35 aufgerufen. Die große soziale Tat des Vorjahres ist uns diesmal Ansporn, zugleich aber auch Verpflichtung. Wieder soll notleidenden Volksgenossen geholfen werden, wieder soll den Armen unseres Volkes gezeigt werden, daß der nationalsozialistische Staat der Not durch wirksame Maßnahmen entgegenzutreten sich bemüht.

Der deutsche Sport sieht es als seine Pflicht an, auch von sich aus zu dem Erfolg beizutragen. Als Führer des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen ordne ich an, daß die einzelnen Fachämter des Reichsbundes an bestimmten Sonntagen den Ertrag ihrer sportlichen Veranstaltungen dem Winterhilfswerk zur Verfügung stellen. Den Anfang macht am 21. November der deutsche Fußballsport. Ich hoffe, daß diese Unterstützung durch den deutschen Sport mit dazu beiträgt, dem kommenden Winterhilfswerk zu einem noch größeren Erfolg zu verhelfen. Die deutsche Turn- und Sportbewegung wird so geschlossen sich in den Dienst des Winterhilfswerkes stellen. Darüber hinaus mache ich es aber auch jedem Mitglied der Turn- und Sportbewegung zur Pflicht, sich auch selbst mit allen Kräften für eine siegreiche Durchführung des Kampfes gegen Hunger und Kälte einzusetzen.

(gez.) von Tschammer,
Reichssportführer."

Schalke 04 – SV Höntrop in Schalke

Das Meisterschaftsspiel des kommenden Sonntags zwischen Schalke 04 und dem SV Höntrop wurde auf den Platz des Deutschen Meisters, also in die „Glückauf-Kampfbahn", verlegt.

Aenderungen in der Handball-Pokal-Vorrunde.

Es waren einige Veränderungen in der Spielansetzung der Handball-Pokal-Vorrunde am 28. Oktober notwendig. So mußte die Begegnung Ostpreußen — Pommern von Elbing nach Königsberg verlegt werden; das Spiel Westfalen — Südwest steigt nicht, wie vorgesehen, in Siegen, sondern in Bielefeld. Außerdem wurde das Treffen Brandenburg — Sachsen auf den 4. November verlegt. Da inzwischen auch die Schiedsrichter für die einzelnen Pokalspiele bestimmt worden sind, führen wir nachstehend nochmals das genaue Vorrunden-Programm auf:

in Königsberg: Gau Ostpreußen — Gau Pommern (Schiedsrichter Hütter-Berlin);

in Oppeln: Gau Schlesien — Gau Mitte (Schramm-Dresden);

in Köln: Gau Mittelrhein — Gau Nordmark (Zeius-Aachen);

in Augsburg: Gau Bayern — Gau Württemberg (Längin-Karlsruhe;

in Gießen: Gau Nordhessen — Gau Baden (Wilke-Frankfurt a. M.);

in Bielefeld: Gau Westfalen — Gau Südwest (Ackermann-Hannover);

in Düsseldorf: Gau Niederrhein — Gau Niedersachsen (Jülicher-Köln);

4. November in Berlin: Gau Brandenburg — Gau Sachsen (Büge-Stettin).

Sport in Kürze . . .

Italo Balbo, Italiens ehemaliger Luftfahrtminister, erhielt auf dem Kongreß des Internationalen Luftsportverbandes für seinen Geschwaderflug nach Amerika die goldene Medaille der FAI.

Achille Varzi, der erfolgreiche italienische Automobilrennfahrer, hat seinen Vertrag mit dem Rennstall Scuderia Ferrari in Modena für das Jahr 1935 verlängert.

Keine Weltrekorde fuhr der französische Dauerfahrer Aimé Constant auf der Pariser Monthlérybahn hinter anliegender Rolle heraus. Bei der Ueberprüfung der Leistungen Constants stellte sich heraus, daß im Jahre 1928 der Belgier Leon Vanderstuyft bei einem mißglückten Angriff auf den Stunden-Weltrekord über die Strecken von 5 bis 20 km bessere Zeiten als Constant erzielt hat.

Am 11. November findet in Münster der Wald- und Geländelauf des Gaues Westfalen statt, dessen Durchführung dem SC Preußen Münster übertragen wurde. Der Lauf kommt als Einzel- und Mannschaftslauf zum Austrag.

Der bekannte Läufer des FC Wacker München, Streb, zog sich am letzten Sonntag im Meisterschaftsspiel gegen Bayern München eine ernstliche Knieverletzung zu, deren Heilungsprozeß mehrere Wochen in Anspruch nehmen wird.

Erfolgreiche Aktive als Trainer.

Der Posten eines sportlichen Trainers ist außerordentlich verantwortungsvoll. Eine mechanische Ausbildung allein genügt nicht. Ein Sportlehrer muß auch die persönlichen Verhältnisse seiner Schützlinge kennen und sich in die Seele seiner Schüler hineinversetzen. Deswegen liegt das Schwergewicht der wettkampfsportlichen Ausbildung der Massen noch immer in den Vereinen. Dessen ungeachtet ist es natürlich sehr wichtig, daß z. B. der Deutsche Leichtathletik-Verband zur Unterstützung des als alten Praktiker bekannten Reichstrainers Waitzer Wettkämpfer aus jüngerer Zeit als Spezialsportlehrer herangezogen hat. Zunächst wurde zu seiner Ergänzung der frühere deutsche Kugelstoßer Brechenmacher zum Olympia-Trainer ernannt. Engelhard, der Olympia-Dritte aus Amsterdam, hat das wichtige Amt der Fortbildung unserer Mittelstreckenläufer, und der tüchtige BSC-Sportlehrer Hoke läßt es auf seinen Gebieten natürlich an nichts fehlen. Von den einst hervorragenden Aktiven seien auf dem leichtathletischen Gebiet als ebenfalls sehr tüchtige Sportlehrer u. a. der Hamburger Boltze und der mehrmalige deutsche 800-m-Meister Müller aus Berlin genannt. Auch Peltzer hat ohne offizielles Amt außerordentlich viel für das Weiterkommen des Nachwuchses getan. Die Lehrertätigkeit ehemaliger berühmter Aktiver beschränkt sich aber natürlich nicht auf die Leichtathletik. Vom Fußball-Bund wurden z. B. Leinberger, Knöpfle und Herberger für die Lehrarbeit berufen. Der BSVer Kaundynia, der viele Jahre unübertroffener Sturmführer unserer ausgezeichneten Handballländermannschaft war, ist zum Reichshandballehrer berufen worden. Der Hamburger Földeak trainiert unsere Freistilringer, und aus dem Schwimmlager hört man schließlich, daß der Meisterspringer Riebschläger aus Zeitz nach seinem jetzt erfolgten Rücktritt vom Wettkampfsport unter die Trainer gegangen ist. Man kann sich denken und hat im Falle Riebschläger auch bereits Beispiele, daß gerade im Wasserspringen große Vorbilder sehr anregend und wertvoll sind. Artur Holz, der einst Zehnkampfmeister war und noch heute mit 14,99 m den deutschen Rekord im Dreisprung hält, war zunächst auf seinem Spezialgebiet als Sportlehrer in Berlin tätig und wurde jetzt mit der Leitung der Segelfliegerschule Rossitten beauftragt. Wir wollen hoffen, daß sich Holz als Segelfluglehrer einen ebenso guten Namen machen wird. Gleichzeitig erwarten wir natürlich auch, daß es unseren deutschen Leichtathletik-Sportlehrern gelingt, endlich Dreispringer zu finden, die die Holzsche Höchstleistung aus dem Jahre 1922 überbieten; denn Japan hält schon mit der Weltrekordleistung von 15,82 durch Oshima die Spitze und Harada, ein zweiter Japaner, sprang in diesem Jahr bereits 15,75. Auch Australien, Norwegen, Finnland und Amerika besitzen Leute, die in diesem Jahre die 15-m-Grenze übersprangen.

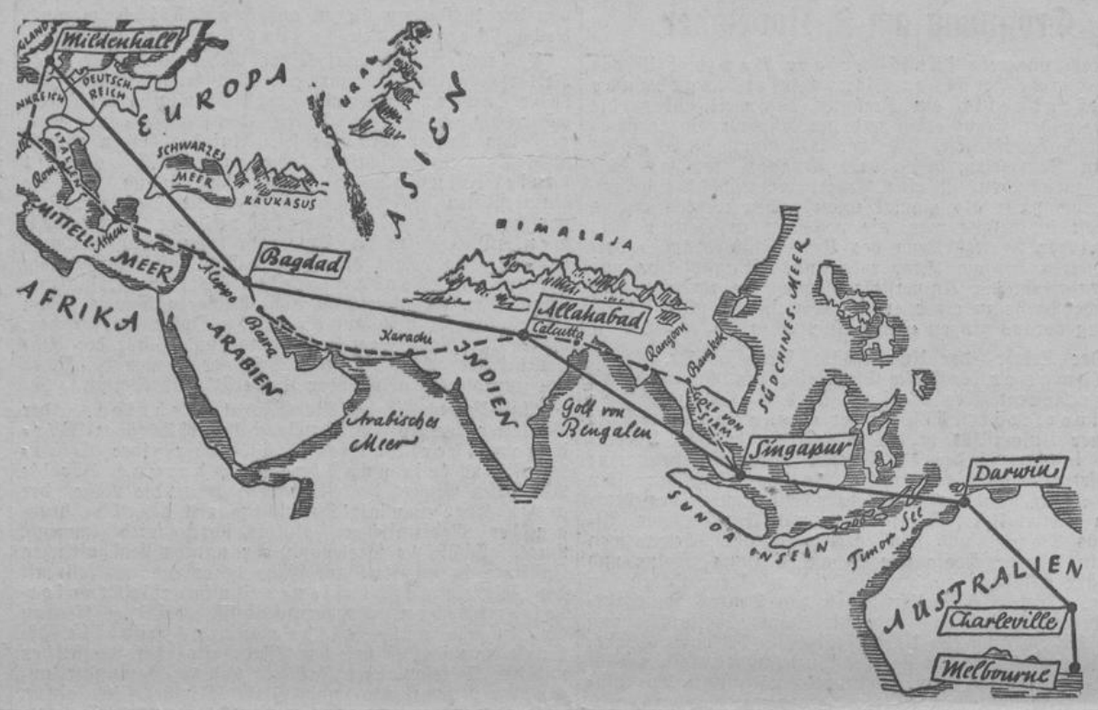
Im Auslande werden natürlich auch die bekanntesten Aktiven nach ihrem Ausscheiden als Sportlehrer gewonnen. Wir meldeten bereits, daß die zu Berufsläufern erschwerten Weltrekordläufer, der Franzose Ladoumègue und der Finne Nurmi zu Olympia-Trainern ihrer Nation berufen wurden. Weiterhin sei erwähnt, daß in Kanada kein Geringerer als der hervorragende Olympia-Kämpfer Wilson an der Ausbildung des Nachwuchses arbeitet, daß in Italien der bedeutende Hürdenläufer Facelli wirkt, und daß auch in England Lowe und Lord Burghley, zwei Olympiasieger aus Amsterdam, sich keineswegs in das Privatleben zurückgezogen haben, obwohl ihnen nach den anstrengenden Jahren sportlicher Betätigung mit ihren Opfern an Zeit und Kraft natürlich niemand die Ruhe mißgönnt hätte. Schließlich hat in Schweden der Hürdenläufer Sten Petterson von Göta in Stockholm sehr viel dazu beigetragen, daß Schweden mit Deutschland und Finnland die erste Klasse der Leichtathletik-Nationen Europas bildet. Pettersons Lehrtätigkeit wirkte sich nicht in Kursen, wie bei uns, aus, indem die Sportler der einzelnen Gebiete zusammengezogen wurden, sondern Petterson fuhr in die verschiedensten Ortschaften und begab sich hier in die Vereine, wo er seinen Rat erteilte.

Von London nach Melbourne.

Vor dem Start zum Luftrennen.

In der Grafschaft Suffolk liegt, etwa 100 km nordöstlich Londons, der kleine, mit einer historischen Kirche geschmückte Ort Mildenhall, auf dessen Militärflughafen am Samstagmorgen um 6,30 Uhr 21 Maschinen zum Flugzeugrennen England—Australien oder London—Melbourne starten werden. Die Ehre, das Rennen als erste beginnen zu dürfen, ist dem bekannten Fliegerehepaar Mollison zugedacht, das übrigens als 12:1-Favorit startet. Als letzter soll lt. Programm der junge Australier Melrose die fast 20 000 km lange Reise antreten, der kürzlich mit seiner schwachmotorigen „Motte" einen vielbeachteten Rekordflug Australien—England ausgeführt hat. In der ersten Gruppe starten elf Maschinen, nämlich vier englische — unter ihnen das Fliegerehepaar Mollison — zwei amerikanische, zwei holländische, eine irische (Oberst Fitzmaurice), eine australische und eine neuseeländische.

Zur anderen Gruppe gehören zehn Flugzeuge, davon fünf aus England und je eine aus Amerika, Australien, Dänemark, Neuseeland und Neuguinea, sodaß sich also neun Engländer, drei Amerikaner, je zwei Holländer, Neuseeländer und Australier sowie je ein Vertreter Irlands, Dänemarks und Neuguineas an dem Rennen beteiligen werden. Alles hängt jetzt jetzt vom Wetter ab. Die amtliche Voraussage für Samstag lautet „unbeständig", sodaß noch alle Möglichkeiten offen bleiben.



Programm des Reichssenders Köln

21. Oktober
Sonntag

6,35: Von Hamburg: Hafenkonzert auf dem Dampfer „Ubena" der deutschen Ostafrika-Linie. I. 1. Glocken vom Großen Michel. 2. Choral: Wie schön leucht' uns der Morgenstern. II. 1. Klar zum Gefecht, Marsch — Blankenburg. 2. Ouvertüre zu „Ein Morgen, ein Mittag, ein Abend in Wien" — Suppé. 3. Bis ans Ende der Welt mit dir, Lied — Ball. 4. Unter Waffengefährten, Marsch — Teike. 5. Zeller-Abende — Thiele. 6. Heinzelmännchens Wachtparade — Noack. 7. Friedensglocken, Marsch — Urbach. 8. Rendezvous bei Lehar — Hruby. 9. Kannst du pfeifen, Johanna — Axelson. 10. Heil Europa, Marsch — v. Blon.

8,00: Zeit, Nachrichten, Wetter.

8,10: Bauern philosophieren.

8,30: Die sonntägliche Morgenfeier. Leitung: Domvikar Hubert Leiwering.

9,15: Funk ins Blaue.

10,00: Die Klavier-Sonaten Mozarts. Sonate Nr. 11 — Andante grioioso — Menuetto — a la turca.

10,30: Junge deutsche Dichtung. Margarethe Windthorst: Der Bäuerin Gewand. Eine Legende aus dem Ravensbergischen.

10,55: Süßer Himmel Mexikos. Eine Hörfolge nach indianischen Sagen und mit mexikanischen Schallplatten von Wilhelm Pferdekamp.

11,30: Erntedank. Verse von Theodor Seidenfaden. Musik von Wilhelm Fehres.

11,45: Aus unserer Heimat. Zur Weinlese am Rhein. Alfons Paquet: Weinlandschaft.
1. Ouvertüre „Römischer Karneval — Berlioz. 2. Aus der Oper „Eugen Onegin" Wohin seid ihr entschwunden — Tschaikowsky. 3. Adagio aus dem Violinkonzert G-moll — Bruch. 4. Aus der Oper „Madame Butterfly" Liebesduett „Mädchen in deinen Augen liegt ein Zauber" — Puccini. 5. Elegische Melodien für Streichorchester: a) Herzenswunden, b) Letzter Frühling. Grieg. 6. Aus der Oper „Der Barbier von Sevilla": Kavatine: „Ich bin das Faktotum" — Rossini. 7. Wein, Weib und Gesang, Walzer — Strauß. 8. Ouvertüre zum Volksstück „Dichter und Bauer" — Suppé.

13,00: Glückwünsche.

13,05: Achim Holtz: Ein Wort an alle.

13,15: Das Kölner Sinfonieorchester. Leitung: Franz Gilessen. 1. Vorspiel zur Oper „Oberon" — Weber. 2. Ständchen für Streichorchester und Pauken — Mozart. 3. Kinderspiel-Folge — Bizet. 4. Melodien aus der Operette „Der Vogelhändler" — Zeller. 5. Sylvia-Tanz-Folge — Delibes. 6. Vorspiel zur Operette „Die Fledermaus" — Strauß.

14,45: Eltern und Kinder. Nenne Pfisterer: Auf Entdeckungsfahrten in der Heimat.

15,05: Kleine Musik auf Schallplatten.

15,15: Neu-Westeel. Das jüngste Bauerndorf im Dritten Reich.

16,00: Nachmittagskonzert. Das Westdeutsche Kammerorchester. Leitung: Rolf Hartmann. Solisten: Marlen Bertram (Sopran), Fritz Flocke (Tenor).
1. Vorspiel zum Schauspiel „Der Erlenhügel" — Kuhlau. 2. Musik für Kleines Orchester: Musik am Morgen, Tanz im Freien, Frohe Spiele, Marsch im Dunkel — Ingenbrand. 3. a) Der Wachtelschlag — Schubert. b) Lachen und Weinen — Schubert. c) Die Lerche — Humperdinck. 4. Thermen-Walzer — Strauß. 5. a) Rheinlied — Obermeyer. b) Am Rhein — Humperdinck. 6. a) Felinora, Ständchen — Blume. b) Der Schubert, der Lanner, der Strauß — Ettinger. c) Das Kätchen von Rolandseck — Ettinger. 7. a) Am schönen Rhein — Hansen. b) Trinkspruch — Schmalstich. c) Der verliebte Zecher — Brandt. 8. Fünf-Uhr-Tee bei Robert Stolz, Melodienfolge — Dostal. 9. Adion-Marsch — Heinecke.

17,30: Lustiger Rätselfunk des Reichssenders Köln. Sprecher: Rudolf Rauher.

18,00: Kinderszenen von Robert Schumann, gespielt von Edmund Kirst.

18,15: Stimmen der Kindheit. Aeltere deutsche Kindheitsdichtung.

19,00: Da Capo. Eine bunte Reihe erfolgreicher Musik (2).

20,00: Sportvorbericht.

20,15: Chorkonzert. Ausgeführt vom Kölner Männergesangverein. Leitung: Professor Richard Trunk.

21,30: Von Königsberg: Reichssendung: 1. Meisterkonzert des Deutschen Rundfunks. Wilhelm Kempff spielt Ludwig van Beethoven.

22,10: Zeit, Wetter, Nachrichten.

22,35: Von Breslau: Tanzmusik der Funktanzkapelle. Leitung: Fred Ilgner.

22. Oktober
Montag

6,00: Morgenruf. Anschl.: Frühkonzert.

6,45: Hans Jacob Reinarz: Leibesübungen.

7,00: Zeit, Wetter, Nachrichten — Morgenruf.

7,15: Morgenkonzert. 1. Heiteres Spiel für Orchester — Blumer. 2. Lieb' mich im Dreivierteltakt, Liebeslieder und Walzer-Melodien aus Meisteroperetten von Millöcker, Joh. Strauß und Suppé. 3. Lustspiel-Ouvertüre — Keler-Bela. 4. Goldregen, Walzer — Waldteufel. 5. Melodien aus der Oper „Der Bajazzo" — Leoncavallo. 6. Ich hab' in den Himmel gesehn, Lied aus der Operette „Das Veilchenmädel" — Hellmesberger. 7. Pizzicato-Polka — Delibes. 8. Küsse im Dunkeln, Serenade — de Michell. 9. Zu Lauterbach hab' i mein Strumpf verlor'n, Walzer — Trantow. 10. Aus der musikalischen Komödie „Guiditta" — Lehar.

8,15: Zeit, Wetter, Wasserstandsmeldungen.

8,20: Hilde Bremus: Frauenturnen.

8,35: Cläre Meichsner: Was kochen wir diese Woche?

10,00: Zeit, Nachrichten, Wasserstandsmeldungen.

10,15: Schulfunk für Schüler vom 12. Lebensjahre an. Arminius, Hörspiel von Eberhard Wolfgang Möller.

10,45: Kleine Musik.

11,10: Dr. Wedemeyer: Zahlungsleistung im deutschen Außenhandel — Zahlungs- und Verrechnungsabkommen.

11,30: Funkwerbung der Reichspostreklame (ohne Verantwortung des Intendanten).

12,00: Musik am Mittag. Fröhliches Allerlei.

12,45: Mittagsmeldungen 1, Glückwünsche.

13,00: Unterhaltungskonzert. Das Kleine Orchester. Leitung: Leo Eysoldt. 1. Vorspiel zur Oper Martha" — Flotow. 2. Chinesische Melodien — Allhoff. 3. Ich pflückte einen Strauß von Strauß, Walzer — Zimmer. 4. a) Konzertstück über Lichts „Warnung" — Löhr. b) Ungarisches Ständchen — Klose. 5. Türkischer Karneval, sinfon. Gedicht — Luigini.

13,45: Mittagsmeldungen 2.
6. Melodien aus der Operette „Die blaue Mazur" — Lehar. 7. a) Mein Herz, Romanze — Pata. b) Jacqueline — Krome. 8. Auf der Wanderschaft, Folge — Klughardt. 9. Frühlingslied — Gounod-Mauß. 10. Rhapsodie H-moll — Hartung. 11. Deutschlands Wiedergeburt, Marsch — Greisner.

14,45: Schlachtviehmarktberichte.

15,15: Das Recht auf Arbeit (5). Bernhard Köhler, Leiter der Kommission für Wirtschaftspolitik bei der Reichsleitung der NSDAP, München.

15,30: Wirtschaftsmeldungen 1.

15,50: Stimme der Zeit.

16,00: Nachmittagskonzert. 1. Rossiniana-Suite — Rossini-Respighi. 2. Ouvertüre zur Oper „Preziosa" — Weber. 3. Polonäse Nr. 2 — Liszt. 4. Melodien aus der Oper „Eugen Onegin" — Tschaikowsky.

17,00: Zu Unrecht vergessen. Aenne von Werden: Ueber Paul Fleming.

17,15: Liederstunde. a) Der Sieg — Schubert. b) Frühlingsfahrt — Schumann. c) Die Kränze, Sonntag — Brahms. d) Nachtzauber, Musikant — Wolf.

17,40: Neues aus Forschen und Wissenschaft. Dr. H. Gundermann.

18,00: HJ-Funk. Der Pimpf erzählt.

18,20: Italienisch.

18,40: Vom Tage.

18,50: Wirtschaftsmeldungen 2. Sportvorbericht.

19,00: Westdeutsche Wochenschau.

19,30: Zur Unterhaltung. 1. Da gibt's kan Herrgott mehr, Marschlied. 2. Es war einmal, Lied — Lincke. 3. Zwei Akkordeon-Duette. 4. San ma munter, Ländler — Jansen. 5. Schrammeln, spielts ma noch a Tanz, Lied — Nätzlada. 6. Wiener Heurigen-Marsch — Wottitz.

19,50: Momentaufnahme.

20,00: Erste Abendmeldungen und Saar-Rundschau.

20,15: Reichssendung: Stunde der Nation. Eine Nacht im Königsberger Blutgericht von Martin Borrmann.

20,55: Unbekannte Volksliederkomponisten. Verbindende Worte und Leitung: Gustav Knelp.

22,00: Zeit, Wetter, Nachrichten und Saar-Umschau.

22,30: Unterhaltungskonzert. Innerhalb des Unterhaltungskonzertes: Uebertragung aus dem Capitol Köln: Kino-Orgel, gespielt von Josef Jordans Dortmund.

23. Oktober
Dienstag

6,00: Morgenruf. Anschl.: Frühkonzert.

6,45: Hans Jacob Reinarz: Leibesübungen.

7,00: Morgenruf — Zeit, Wetter, Nachrichten.

7,15: Morgenkonzert. Uebertragung aus Lüdenscheid. 1. Einer für alle, Marsch — Blankenburg. 2. Der heilige Berg — Yoshitomo. 3. Rhapsodie H-moll — Hartung. 4. Wasserspiele, Walzer — Rusch. 5. Tanzfolge: Mazurka, Pizzicati, Langsamer Walzer, Largo, Galopp — Popy. 6. Im Liebesgarten — Hartung. 7. Musikalische Trümpfe, Melodienfolge — Noack. 8. Jugendfrühling, Marsch — Blankenburg.

8,15: Zeit, Wetter, Wasserstandsmeldungen.

8,20: Hilde Bremus: Frauenturnen.

10,00: Zeit, Nachrichten, Wasserstandsmeldungen.

10,10: Käthe Martin: Kinderturnen mit Musik für Schüler vom 7. bis 10. Lebensjahre.

10,30: Wir und die Welt.

11,30: Funkwerbung der Reichspostreklame.

11,45: Luhns Werbefunk: Luhnibert und Luhnigunde erzählen Theatergeschichten (ohne Verantwortung des Intendanten.)

12,00: Musik am Mittag. Das Kammerquintett des Reichssenders Köln. 1. Die Spieldose — Mannfred. 2. Unterm Lindenbaum — Eberle. 3. Fliegender Pfeil — Holzmann. 4. Schönbrunner Walzer — Lanner. 5. Nachruf an Franz Schubert — Fetras. 6. Rheinlied — Obermeyer. 7. Der erste Brief — Reggow. 8. Sonnenblume — Eysoldt.

12,45: Mittagsmeldungen 1, Glückwünsche.

13,00: Berühmte Orchester (Schallplatten). 1. Philharm. Orchester Berlin, Leitung: Wilh. Furtwängler. Ung. Marsch aus „Faust's Verdammnis" — Berlioz. 2. Philharm. Orchester Wien, Leitung: Clemens Krauß. Liebeslieder-Walzer — Joh. Strauß. 3. Philharm. Orchester London, Leitung: Sir Thomas Beecham. Ouvertüre zur Oper „Die seidene Leiter" — Rossini. 4. Orchester der Mailänder Scala. Leitung: Ettore Panizza. Kleine Orchester-Suite — Bizet. 5. Philadelphia-Sinfonie-Orchester, Leitung: Leow. Stokowski. Ungarische Rhapsodie Nr. 2 — Liszt. 6. Orchester der Staatsoper Berlin, Leitung: Hans Knappertsbusch. Salomes Tanz aus der Oper „Salome" — Rich. Strauß.

13,45: Mittagsmeldungen 2.

14,00: Leichte Kammermusik.

15,10: Dr. jur. Karl Erich Kohlen: Rechtsfragen des Alltags.

15,30: Wirtschaftsmeldungen 1.

15,45: Annemarie Hering: Der Milchtopf lebt zu lange.

16,00: Nachmittagskonzert. Das Kleine Orchester. Leit.: — Grieg-Mauß. 2. Orientalische Folge — Popy. 3. a) Zwischenspiel aus der Oper „Ja" — Mascagni. b) Zwischenspiel aus der Oper „Cavalleria rusticana" — Mascagni. 4. Königskinder, Walzer — Löhr. 5. Hymne an die Nacht — Scassola. 6. Ballettmusik aus der Oper „La Gioconda" — Ponchielli.

17,00: Geraldine Farrar Der Aufstieg einer Sängerin. Eine Plauderei mit Schallplatten von Prof. Dr. Walter Bombe.

17,35: Eisen und Stahl stützen die Wirtschaft.

18,00: Reichsstatthalter Dr. Meyer spricht zur HJ.

18,20: Arbeitsbeschaffungsfront. Prof. Schöberle: Der Wasserbedarf im Haushalt und seine Deckung.

18,40: Vom Tage.

18,50: Wirtschaftsmeldungen 2, Sportvorbericht.

19,00: Bunte Volksmusik.

19,50: Momentaufnahme.

20,00: Erste Abendmeldungen.

20,10: Rigoletto. Oper in 4 Akten von Guiseppe Verdi. Ausführende: Das Rundfunkorchester und der Rundfunkchor von Stuttgart. Musikalische Leitung: Ferdinand Drost. Spielleitung: Fritz Ganß.

22,00: Zeit, Wetter, Nachrichten.

22,20: Dr. A. van Nüß: 10 Minuten Schach.

22,30: Funkstille.

Besuch bei dem Madonnenmaler Windelschmidt.

Während ich zu der stillen vor der Stadt gelegenen Siedlung hinaufsahre, in der Heinrich Windelschmidt lebt, versuche ich, mir eines seiner Bilder ins Gedächtnis zurückzurufen, das ich vor Jahren gesehen habe. Es war eine Madonna mit dem Kinde. Die Innigkeit, mit der sich die beiden Figuren einander zuneigen, die Musikalität der Linien, das Schwebend-Leichte der Tönung und die äußere Geschlossenheit des ganzen Werkes ließen mich den Namen des Malers in Erinnerung behalten. Später sah ich dann Bilder in satten, leuchtenden Farben von ihm — und als ich jetzt seine Wohnung betrete, erblicke ich Gemälde beider Arten an den hellen Wänden: einige in zarter, unirdischer andere in jauchzend glühender Koloristik. Viele Madonnen hängen hier und Mütter mit Kindern. Doch ehe ich noch Zeit finde, eines der anmutigen Frauengesichter näher zu betrachten, dessen Verklärtheit mehr dem irdischen Muttertum als der überirdischen nur einmal geschenkten Gnade zu entstammen scheint, kommt Heinrich Windelschmidt ins Zimmer. Groß, breit, blond und lachend steht er da ein glaubwürdiger Vertreter seiner Kunstauffassung, die er später in Worten formuliert „Kunst muß Freude bringen, das Schaffen ist ja auch Freude!" „Vielleicht bin ich sogar aus Egoismus zur Malerei gekommen," fügte er hinzu, „ich war Jurist, aber die Malerei macht so viel Freude!" Wir stehen vor einer Madonna. Uebergroße Augen hat das Jesukind. „Das strahlende Auge dieses Kindes, das alles kennt, wollte ich herausbringen!" Immer wieder taucht das Motiv der Mutter mit dem Kinde auf. „Mein Bestreben war immer dieses selige Beieinander möglichst eindringlich und beispielhaft zu gestalten. Nie werde ich müde, seine tausendfältigen Formen zu betrachten, in denen es sich selbst noch bei der einfachsten ihrem Kinde sich zuneigenden Frau aus dem Volke zeigt „Das," der Maler hält einen Augenblick inne und vollendet dann rasch, „das zu beobachten und dann zu gestalten, das ist wert, daß man gelebt hat." Aber — überlege ich — kann ein Künstler davon existieren, daß er immer wieder die Madonna malt? Und ist das nicht eine Gefahr für sein Künstlertum? Hier hängen schöne, einmalige Darstellungen der Gottesmutter, von wahrhaft überirdischer Süße und Anmut, von großer, verhaltener Innigkeit — und daneben andere, die Nachahmungen jener meisterlichen Werke zu sein scheinen, lassen mich erkennen, daß es diesem Manne geht, wie manchem begabten Filmschauspieler, der gegen seinen Willen von den Regisseuren immer wieder zur Darstellung eines einzigen Typs gezwungen wird, „die Leute wollen das. Aber die Blumenstücke da oder diese Mutter mit dem Kinde vor dem Meere, das nicht nur Hintergrund ist, sondern zugleich Symbol der Unendlichkeit — die bekomme ich zurück." Dann zeigte er mir ein paar wunderschöne Madonnen, die er wohl verkaufen könnte, die ihm aber nicht feil sind, dann einige, die in vielen Drucken ins Volk gegangen sind. Dann Blumenstücke von berauschender Farbenpracht. „Waren Sie in Italien?" frage ich. „Ja, in Rom, in Florenz." Angesichts aller dieser Bilder, eines Photos des in einer Kölner Kirche befindlichen Petruskopfes weiß ich daß Not der Zeit diesem Meister nicht zur ernsthaften künstlerischen Gefahr werden könnte. Er selbst erzählt mir noch von dem in den Anfängen stehenden Kampf gegen Kitsch, gegen so manche Pfarrschwester und -haushälterin. „Gipsklamotten wollen die haben, und malen soll man ebenso süß wie leer! Aber," — ich merke, ich habe es mit einem Manne zu tun, der überall noch etwas Gutes zu wirken weiß — „aber wäre man nicht glücklich, wenn man ganz frei arbeiten dürfte? Und können wir nicht durch das Bild ab und zu den Priestern predigen helfen? Freude bereiten? Und was brauchen die Menschen heute mehr als Freude?"

Abendgebet.

Nun wird es still, das Dämmer spinnt,
Der Tag neigt sich zu Ende,
Ich träume sacht von dir und mir
In die verschlung'nen Hände.

Im Deingedenken liebend ich
Dir meine Seele sende,
Verflochten um dein Angesicht
Sind meine müden Hände,

Daß meine Seele, tagesmüd',
Auch Ruh und Frieden fände,
Leg' ich um dein geliebtes Haupt
Leis betend meine Hände.

Carola Steiger-Gersbacher.

Sachlichkeitsfanatiker.

„Sachlichkeit ist die ebenste Straße durchs Leben", sagte Herr Gradaus. „Was für einen Sinn haben die Zierformen in der Welt? Man stößt sich höchstens daran."

Und nach diesem Grundsatz richtete er seine Wohnung ein. Ließ die Wände nackt und kahl, die Möbel standen steif und gradlinig da. Kein freundliches Bild, keine lachende Blume zierte die Räume. Gleicht nicht manches junge Mädchen heutzutage diesem Herrn Gradaus? Wenn er erklärt: „Es widerstrebt meiner ehrlichen Sachlichkeit, dankbar zu sein, wie Eltern und Lehrer das wünschen. Ich tue meine Pflicht und verlange keinen Dank dafür. Aber ich gebe auch keinen.

Stellt es euch einmal recht deutlich und anschaulich vor die Seele, ihr jungen Fanatiker der Sachlichkeit: Wie öde wäre wohl die Welt, wenn nicht überall an den grauen, staubigen Wegen das blaue Blümlein Dankbarkeit blühte! So wie wir selbst uns und unsere Räume schmücken, so müssen wir auch für den Schmuck des Gemeinschaftslebens Sorge tragen. Und die treueste Hüterin der freundlichen Blume Dankbarkeit mußt du sein!

Klara Wirtz.

Literatur.

Allerseelen. Ein zeitgemäßes Büchlein vom Tod und vom Leben. Von Dr. Conrad Gröber, Erzbischof von Freiburg i. Br. (Oktav IV u. 84 Seiten) Herder, Freiburg im Breisgau. Kartoniert 0,80 M.

In innerem Zusammenhang mit den anderen knappen Schriften über religiöse Kernfragen unserer Zeit, welche kurz nacheinander in den letzten Monaten herauskamen, schrieb Erzbischof Dr. Gröber nun eine kurz gefaßte Apologetik all' dessen, was mit dem Unsterblichkeitsglauben in der katholischen christlichen Lehre zusammenhängt. Er tut das in seiner besonderen doch klaren Sprache, in seiner Art herzlicher und ans Herz greifender persönlicher Anrede. Nachdem er im Hauptteil der Schrift Allerseelen als ein Memento derer betrachtet hat, die waren, als ein Memento derer, die unser waren, als ein Memento aber auch derer, die leben, gibt er eine ebenso notwendige wie brauchbare Auseinandersetzung mit alten und neuen Angriffen und Verlästerungen des Unsterblichkeitsglaubens und seiner Konsequenz auf die Lebenshaltung des Menschen; Fragen von Gegenwartswichtigkeit (wie Euthanasie, Lebensbejahung aus der Todes- und Unsterblichkeitsgewißheit) werden dabei aufgeworfen und deutlich beantwortet.

Vor allem Priester und Lehrer werden das Büchlein als kurzen Leitfaden für die positive und abwehrende Lehre brauchen; mit Gewinn werden es lesen alle, die sich ihres unzulänglichen Glaubenswissens bewußt werden.

*

François Duhourceau: **Die heilige Bernadette von Lourdes.** Verlag Styria, Graz.

Wir haben hier die Lebensbeschreibung einer der lieblichsten und volkstümlichsten Heiligen, die in unserer Zeit der Ehre der Altäre wert befunden wurden. Ihr Landsmann Duhourceau schildert die in ärmlichsten Verhältnissen verbrachte Jugend Bernadettes, ihre Erscheinung und ihr demütiges klösterliches Leben in einer Art, die ganz frei ist von Sentimentalität und frömmlerisch-unmännlichen Uebertreibungen. Es fehlt in diesem Porträt auch nicht das Naturwüchsige und rein Menschliche, und gerade diese Wahrhaftigkeit im kleinen bringt uns die Heilige so nahe. — Helene Haluschka, von Haus aus selbst Französin, hat das Werkchen mit seinen sprachlichen Mitteln verdeutscht. Wir müssen ihr dafür danken.

*

Johannes Kirschweng, **Das Leben des heiligen Liudger von Altfried.** Veröffentlichung des Instituts für neuzeitliche Volksbildungsarbeit Dortmund. Fredebeul u. Koenen, Essen.

Viele reden über Volksbildung, das — leider viel zu wenig bekannte und beachtete — Dortmunder Institut (Leitung: Heinz Raskop) handelt. Eine schöne Gabe zum Ludger-Jubiläum, dem Nachfolger des Heiligen von Werden, dem hochwürdigsten Bischof von Münster gewidmet, hat Kirschweng, der bekannte Priester-Dichter, als Uebertragung der Altfried-Biographie herausgebracht. Hier haben wir eine schöne Synthese von Germanentum und Christentum. K.

*

Ferd. Conrath, S. J., **Die Geschichte Peter Friedhofens** (Vom Schornsteinfeger zum Ordensstifter). 98 S. Text u. 7 Bilder. Preis geheftet 1 Mk. Trier, Paulin.-Druckerei.

Eine sehr ansprechende Schilderung des entsagungs-, enttäuschungs- und segensreichen Lebens des Stifters der Genossenschaft der Barmherzigen Brüder. Die Leitung dieses eigenartigen Schicksals durch die göttliche Vorsehung ist unverkennbar; sie wird durch die Tatsachen selbst, ohne schwärmerischen Aufputz, schlicht und wahrhaftig aufgezeigt. Ein für das katholische Volk sehr empfehlenswertes Büchlein. K.

P. Bruno Goßens, O. M. Cap., **Bruder Conrad Parzham.** Ein neuer deutscher Heiliger, Laumann, Dülmen.

Eine warmherzige, ansprechende Darstellung des Lebens und der tiefreligiösen Persönlichkeit des schlichten Heiligen von Altötting. K.

*

Desbuquois, Die Botschaft der hl. Therese vom Kinde Jesus. Laumann, Dülmen.

Verfasser zeichnet als Botschaft der lieben „kleinen" hl. Theresia die verschiedenen „Seelenhaltungen" (Demut, Hoffnung, Gottesliebe etc.) es sind gute religiös-aszetische Belehrungen, die sich an alle Christen wenden. K.

*

Friedrich Ritter von Lama: **Die Seligen und Heiligen des Heiligen Jahres 1933—34.** Badenia, Karlsruhe.

Das Schriftchen bietet eine knappe, aber gehaltreiche Darstellung des Lebens der 18 Heiligen, die im Heiligen Jahre zur Ehre der Altäre gelangt sind. Die Zusammenstellung zeigt auffallend für die große Zahl von Heiligsprechungen in der man doch wohl auch ein Zeichen der Zeit erblicken darf. K.

*

Elisabeth Luise von Brandt, Die letzte Aebtissin von Nibnig. Historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. 1934, Werl, Franziskus-Druckerei.

Das Schicksal eines Frauenklosters in der gärenden Reformationszeit wird von der Verfasserin ruhig, aber nicht ohne seelische Anteilnahme erzählt. Mit diesem Schicksal ist das innere Werden und Wachsen der letzten Aebtissin verflochten. Das Ganze bietet eine klare Schau geschichtlicher Vorgänge und seelischer Entwicklungen. Das Buch hat leider ein unhandliches Format und einige Druckfehler. K.

*

Wilhelm Wiesen O. S. C., **Die Katholische Aktion,** das große Programm des Laienapostolates, 1934, Freie Verein. f. Seelsorgehilfe, Freiburg.

Eine Erläuterung des Wesens der Grundgesetze und der Forderungen der katholischen Aktion; leicht lesbar und klar geschrieben, wohl geeignet, Mißverständnisse zu beseitigen und katholische Herzen zur Tat zu begeistern. K.

*

Ilse-Dore Tanner: Steppke geht in die Welt. Erzählung für Knaben und Mädchen von 8 bis 14 Jahren. In Halbleinen gebunden und reich illustriert, mit mehrfarbigem Deckelbild 2 RM. Leipzig, A. H. Payne-Verlag.

Steppke, der kleine verwaiste Dorfjunge, ist nach dem Tode seiner guten Großmutter ganz vereinsamt; alles wird ihm genommen, die Heimat, sein geliebter Hund Flocki und seinen anderen Tiere, an denen er zärtlich hängt. Er, der noch nie in der Stadt gewesen ist, fühlt sich in der neuen Umgebung sehr unglücklich und zieht in den Ferien in die weite Welt hinaus. Was er dort an guten und bösen Abenteuern erlebt, wird atemlose Spannung bei den Lesern erregen. Steppke ist ein guter Junge und darum hat er auf seiner Wanderung auch Glück, übersteht alle Gefahren, findet nicht nur neue, liebevolle Freunde, sondern auch seinen treuen Flocki wieder, und schließlich das, was für jedes Kind das allergrößte Glück ist: ein liebes Elternhaus und sogar eine gute kleine Schwester. — Ein Buch, wie es Kinder lieben: voll Spannung, wechselvollem Geschehen und einer für sie unmerklichen erzieherischen Absicht.

*

Die katholische Welt, Familienzeitschrift mit Bildern. Schriftleitung Josef Lucas. Monatlich ein Heft. Preis 45 J. Pallottiner-Verlag, Limburg a. d. Lahn.

Inhalt des Oktoberheftes: Der Steinguß. Erzählung von M. Pokorny — Christus König! Gedicht von E. M. Rainer — Buenos Aires. Von H. Skolaster — Gas ohne Gasanstalt. Von Ingenieur H. A. Kirsch — Wendelin erbt ein Tagebuch. Novelle von Fritz Lischka — Professor Josef Limburg. Zu seinem 60. Geburtstage — Der uralte Haß. Von Stefan Utsch — Aus der Geschichte der Kartoffel — Rabenkomödie. Von Augustin Sende — Begegnung. Von P. Josef Lucas — Als ich zum hl. Rock wallfahren ging .... Aus den Ferienbriefen eines Weltenbummlers (9. Forts.) — Vom Webstuhl der Zeit — Buntes Allerlei — Rätselecke — Beilage: Für die Frauen und Töchter 38 Bilder — Kunstbeilage: Karl Hänsel, Im Hafen.

*

Steyler Wandkalender 1935. Verlag der Steyler Missionsdruckerei. Preis M 1,—.

Der Kalender ist mit technisch vorzüglich ausgestatteten ein- und mehrfarbigen Bildern im Kupferstichdruck geschmückt. Die Art des Illustrationsmaterials kommt hauptsächlich dem Erbauungsbedürfnis des Kindes entgegen, dem die meist religiösen Bilder allerlei zu sagen haben.

Nummer 42 Sonntag, den 21. Oktober 1934 16. Jahrgang

Erholungsstunden

Sonntagsblatt für die Pfarrgemeinden des Kreises Ahaus

Redaktion und Geschäftsstelle in Ahaus van Delden-Str. 8, in Gronau Bahnhofstr. 2. Verlag Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH., Dortmund.

Weh' dem, der lügt!

Zum Evangelium des 22. Sonntags nach Pfingsten

In einem heiter bewegten und doch tiefernst gemeinten Spiel zeigt der österreichische Dichter Franz Grillparzer, wie ein frommer Bischof aus der Zeit der Frankenbekehrung die Wahrhaftigkeit besonders gewissenhaft pflegt und eifrig verkündet. Wie nun sein Neffe in die Gefangenschaft der Heiden fällt, bietet sich sein treuer Bursche an, den Gefangenen zu befreien. Der Bischof gestattet ihm das Abenteuer unter einer Bedingung, daß er auch in schlimmster Verlegenheit und größter Gefahr kein unwahres Wörtlein sage. Der schlaue Bursche sagt nun stets die Wahrheit, aber er sagt sie so keck und drollig, daß er mit lauter Wahrheit die Feinde am sichersten in die Irre führt. Schließlich hängt die Rettung der Flüchtlinge davon ab, daß der Fährmann des Heidegrafen sie selber über den Grenzfluß bringt. Da gefährdet er alles, indem er sich als Feind bekennt. Und siehe, mit diesem Mut zur ganzen Wahrheit rettet er alles: der Fährmann hätte Freunde des Grafen, den er heimlich haßt, in den Strom gestoßen. Nun rächt er sich, indem er die Flüchtenden über den Strom setzt. Noch einmal stehen sie vom Feinde umtellt vor den Toren der letzten Heidenfeste. Da packt den Burschen der Mut der Verzweiflung. Er fordert von Gott ein Wunder: „Halt mir Dein heilig Wort — Weh dem, der lügt." Und siehe, die Burg war in der Christen Hand gefallen, die Retter eilen aus dem Tor. Zum Beschluß aber muß der treue Knecht noch dem Bischof die letzte kleine Heimlichkeit gestehen: so gewinnt er des Heidegraben Tochter zur Ehe aus des Bischofs Hand.

Das Stück fiel bei seiner ersten Aufführung glänzend durch. Das Publikum Wiens wollte über ein „Lustspiel" lachen, nun sollte es ernstlich glauben: „Weh dem, der lügt!" Wer soll denn in dieser vertrackten und verzweifelten Welt ohne Lüge auskommen, ohne Notlüge, ohne Geschäftsknisse, ohne Versteckenspiel, ohne gesellschaftliches Süßholzraspeln? „Weh dem, der angelogen wird!" Das verstehen wir schon! Das haben wir alle schon bitter erfahren. Da log man uns ins Gesicht, und dort betrog man uns mit Freundlichkeiten. Dort zog man Lügennetze um unsere Ehre. Die ganze Welt machte man gegen ein Volk mobil mit hochklingender Parole und mißtönender Greuelpropaganda. Politik und Diplomatie, Wirtschaft und eine gewisse Presse, sind sie nicht nur verschiedene Firmen, die alle den gleichen gangbaren Artikel, die Lüge in ihren verschiedenen Sorten, grobes Garn und feinen Faden, verschleißen? „Lügt nur drauf los", riet ein Kirchenhasser, „es bleibt immer etwas hängen." Den Rat befolgen die Kirchenfeinde im großen und manche frommen Kirchgänger und -gängerinnen im kleinen. Und siehe: bald standen die Päpste unter Anklage, daß sie alles Volkstum erwürgen wollten, bald wird das Bild eines treuen Priesters durch viele kleine Verdächtigungen wie vom Holzwurm durchnagt! Ja, es ist zum Verzweifeln! Weh den armen Opfern der Lüge! Was bleibt da übrig, als die Hinterlist mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, die kleine Täuschung zu begehen, seine Schuld zu beschönigen, seine Absichten zu bemänteln? Und wenn einer auch niemals aus Tücke lügen wollte, wie könnte er darauf verzichten, aus Höflichkeit, aus Rücksicht, aus Mitleid, aus Eifer für eine gute Sache zu lügen? Kommt nicht der Wahrhaftige überall ins Hintertreffen, und soll er es nicht lieber mit dem Philosophen Schopenhauer halten, der da sagt: „Wer unverschämt fragt, verdient nichts anderes als unverschämt angelogen zu werden."

Unzählige Lebensfragen, auf die es nur eine erlösende Antwort gibt: „Weh dem, der lügt!" Unser Christenglaube sieht im Teufel den Vater der Lüge, und die Lügner sind Kinder des Teufels. „Lügenhafte Lippen sind dem Herrn ein Greuel". Die alten Griechen bewunderten den Odysseus, den Schlaumeier, der „in Winkeln" dachte, zickzack, wie es eben nützlich schien. Wir Christen aber schauen auf den Herrn, der inmitten der Heuchler niemals mitheuchelt, dem selbst die Feinde innerlich bezeugen müssen: „Wir wissen, daß du wahrhaft bist und dich um niemand kümmerst". Wir stehen gebannt in Ehrfurcht vor seiner majestätischen Geradheit, vor seiner königlichen Freiheit, seinem heldischen Freimut. Wir hören seine mächtige Verheißung: „Die Wahrheit wird euch freimachen!" All unsere erbärmliche Verlogenheit kommt ja aus einer einzigen Wurzel. Wir sind Knechte der Menschen. Wir schauen voll Angst auf sie, als hätten sie irgendeine Macht, die Gott nicht zu Schanden machen könnte. Wir schauen voll Hoffnung auf sie, als hätten sie unser Schicksal in ihren Händen und könnten die Vorsehung spielen. Wir schauen auf sie voll Liebedienerei, als könnten sie uns glücklich machen. Wir hungern selbst nach ihrem Lob und sagen ihnen darum Schmeicheleien vor. So machen wir uns von den Menschen abhängig. Diese aber merken es gut und nützen es aus. Und dann wundern wir uns und erbittern wir uns, wenn wir selbst angelogen werden. Schauen wir auf den Herrn! Dieser hat keines Menschen Wohlgefallen gesucht und keines Menschen Abneigung gefürchtet. Er wußte, daß sie alle nur Macht über ihn hatten, wenn sie ihnen „von oben gegeben" war. Schauen wir nur auf seine Treue, so zerreißen alle Stricke der Lüge und unsere Seele fliegt auf wie ein befreites Vöglein! Gibt es dann keine Verlogenheit mehr in uns, dann gibt es auch keine Verlegenheit mehr, und meinten es die Menschen so heimtückisch mit uns, wie die Pharisäer, die dem Herrn den Zinsgroschen vorhielten.

P. Hugo Lang, O.S.B.

Abendgesang.

Wenn du, freundliche Abendsonne,
Die Felder rot färbst, die goldgelben,
Steigen wir gerne hinauf
Zum Hügel, den Abend von oben zu sehn.

Dann senkst du dich schon weit
Ueber das Land, und in dem Flimmer
Schwinden die Städte, getaucht
In rötliches Abendgold.

Du lockst uns hin, rötliche Untergehende,
Weiter das Land zu sehn, sonst
Nichtüberschaubar, verwirrend,
Heute hinter den Feldern.

Groß und entfernt, fort von Gefühlen,
Wie eine Abendträumerei
Näher den Erinnerungen und
Größer und näher der Heimat.

Peter Balde.

Kirche und Welt.

Man kommt schon einmal in Sakristeien, in denen die Luft von alten Schränken, Weihrauchfäßchen, abgebrauchten Talaren, Wachsresten und noch glimmend in die Ecke gestellten Dochten muffig ist. Man möchte, ehe man sich heiliger Stimmung hingibt, zuerst einmal die Fenster öffnen. Einer solchen Sakristei mit ihrem Staub und ihren Spinngeweben gleichen die Herzen mancher Frommen. Die Religion wird darin empfunden als etwas Bedrückendes, als eine Sammlung von kleinen Sünden, von Gewissensängsten, von blasser Lebensfeindlichkeit. Man möchte auch hier ein Fenster öffnen, daß Frische hereinkommt, Weite, Schönheit, Erhabenheit, Göttlichkeit. Aber dieses Fenster wird nicht aufgemacht. Man ist so beschäftigt mit dem eigenen Hausrat, daß man den Blick von sich selber nicht wegwenden mag. Man erklärt sogar die abgegrenzte Zone seiner Mühseligkeit für heiliges Land und erachtet alles, was man an den bösen Weltleuten nicht versteht, für gefährlich.

Ueberhaupt die Welt, die böse Frau Welt! Obwohl die Engel immerfort das Lob Gottes singen, das widerhallt in den Chören liturgischer Sänger, fährt sie fort, ihre Freude zu haben an leichter Musik und sogar an leichtsinnigen Grammophonplatten. Der Fromme von der eben beschriebenen Art hat überhaupt keinen Blick für all die Armen, die auf Karussells leben müssen, in Hoteträumen, in Cafés, überhaupt an den Stätten des Pläsiers. Für die, die darin sind, ist es kaum ein Vergnügen und vielleicht die härteste Art, das tägliche Brot zu verdienen. Aber das sagt sich dieser Fromme nicht, der bei seiner ständigen Selbstbespiegelung nicht einmal auf den Gedanken kommt, sich in eines anderen und andersdenkenden Menschen Leben zu versetzen. Ein lähmender und verengender Egoismus sammelt sich in solcher Seele und verdirbt die Luft darin derartig, daß man laufen geht, wenn solche Frömmigkeit auch nur den Mund auftut.

Im Evangelium ist die Haltung anders. Sie ist nicht nur vom Ewigen her bestimmt, sondern auch vom Zeitlichen. Das haben den Worten des Herrn erblüht die große Freude an der Natur, am Sämann, der über den Acker schreitet, am Jakobsbrunnen, der mitten in der weißen Ernte liegt, an den Vöglein des Himmels, an den Lilien des Feldes, am Sperling sogar, der natürlich überall dabei ist. Alle Berufe kommen darin vor, der Zöllner, der Beamte, der Offizier, der Soldat, der Gärtner, die Hausfrau, die Haustochter, der Verwalter, der treue Knecht, auch freilich der Landpfleger, der König, die reiche Frau und die vornehme Sünderin. Das gibt der Religion des Evangeliums den ganzen Reichtum der natürlichen Dinge. Das schafft Menschen, die um sich schauen, das grade Gegenteil von jenen Fakiren und Philosophen, die sich an der Nabelschau der eigenen Persönlichkeit in die Unendlichkeit fortschläfern. Von der Natur her kommt die stetige Verjüngung, vom Leben her der brodelnde Reichtum, von der großen Liebe zu Gottes Welt der Atem des Lebens.

Die großen Heiligen waren nicht anders. Wir wissen von den meisten, deren Leben wir kennen, daß sie zum wenigsten selbstlos waren. Selbstlosigkeit aber bringt Interesse am Nächsten, an seinen natürlichen Sorgen und am Heil seiner Seele. Darum trieb es diese Heiligen, dem Meister getreu zu den Menschen zu gehen und Gutes unter ihnen zu tun. Ein Zauber ging von ihnen aus, der von der Liebe kommt, etwas von dem, was die Schrift meint, wenn sie von dem Sohne der Jungfrau saat: „Er nahm zu an Gnade und Weisheit vor Gott und den Menschen . . " Die großen Geheimnisse der Religion, die gewaltigen Aufgaben des Reiches

Liturgischer Kalender

Sonntag, 21. Okt. † 22. Sonntag nach Pfingsten, semidupl. Grün. Gl. 2. Gebet vom hl. Hilarion. 3. v. d. hl. Ursula und Gef., Jungfrau u. M.

Montag, 22. Okt. Vom Wochentag. Grün. Messe wie am Sonntag. Kein Gl. und Cr. 2. Geb. A cunctis. 3. nach Wahl. 4, für die Verstorbenen (Fidelium).

Dienstag, 23. Okt. Vom Wochentag. Grün. Messe wie gestern.

Mittwoch, 24. Okt. Hl. Erzengel Raphael, dupl. maj. Weiß. Gl. Cr.

Donnerstag, 25. Okt. Hll. Chrysantus u. Daria, simpl. Rot. Gl. 2. Gebet A cunctis. 3. nach Wahl.

Freitag, 26. Okt. Hl. Evaristus, Papst u. M., simpl. Rot. Gl. 2. Geb. A cunctis. 3. nach Wahl.

Samstag, 27. Okt. Vigil der hll. Simon u. Juda, Apost. Violett. 2. Geb. v. d. Mutter Gottes. 3. f. d. Kirche oder den Papst.

22. Sonntag nach Pfingsten

Epistel (Phil. 1, 6—11).

Brüder! Wir vertrauen auf den Herrn Jesus, daß der, welcher das gute Werk in euch begonnen hat, es auch vollenden wird bis zum Tage Jesu Christi. Es ist ja nur recht und billig, daß ich so von euch allen denke, denn ich habe euch in mein Herz geschlossen. Habt ihr doch alle in meinen Banden wie auch bei der Verteidigung und Bekräftigung des Evangeliums Anteil gehabt an meiner Freude. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich in der Liebe Christi innigst nach euch allen sehne. Und darum bete ich auch, daß eure Liebe mehr und mehr wachse an Erkenntnis und jeglicher Einsicht, damit ihr beurteilen könnt, was das Bessere ist; damit ihr rein und untadelhaft seid auf den Tag Christi erfüllt mit der Frucht der Gerechtigkeit durch Jesus Christus, zur Verherrlichung und zum Lobe Gottes.

Evangelium (Matth. 22, 15—21).

In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Jesus in seiner Rede fangen könnten. Sie schickten ihre Schüler mit den Herodianern zu ihm und ließen sagen: Meister, wir wissen, daß du wahrhaft bist, den Weg Gottes in Wahrheit lehrst und dich um niemand kümmerst; du siehst nicht auf die Person der Menschen. Sag uns also, was meinst du wohl: Darf man dem Kaiser Steuern zahlen oder nicht? Jesus erkannte ihre Bosheit und sprach: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Zeigt mir die Steuermünze. Sie reichten ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen: Wessen ist das Bild und die Aufschrift? Sie antworteten: des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: Gebt also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Gottes beschäftigten die Heiligen so, daß sie für kleinen Kram und engbrüstige Bedenken überhaupt keine Zeit hatten. Freilich besorgten sie den eigenen Haushalt, und jedes Stäubchen darin konnte sie beunruhigen. Aber es war nicht die kleine Selbstsucht dabei, sondern immer die große Liebe, die auch das Kleine in die Sonne rückt und in den Glanz der Verklärung. Auch jene, die in der Einsamkeit verblieben, umspannten doch mit ihrer Buße und ihrem Gebet die ganze Menschheit.

Auch die Kirche kann Schwankungen in ihrer Auffassung durchmachen, die zwischen Selbstliebe und Nächstenliebe liegen. Bei dem einen Vertreter hat man den Eindruck, daß er eben nur an sich denkt, an seine Pfarrei, sein Kloster, sein Spital, während man bei dem andern sogleich eine Empfindung spürt, die zu sagen scheint: das alles ist nur da für die Erlösung und für die Heiligung der Welt. Nichts ist darin, was Selbstdienst wäre, alles ist Gottesdienst. Gottesdienst aber besagt Dienst am Menschen, seitdem Christus selber das Gebot der Nächstenliebe dem Gebot der Gottesliebe gleichgestellt hat. Wenn die Kirche so ist, dann strahlt sie ihren ganzen Gottesreichtum aus auf die Menschen, die sie liebt. Sofort entwickelt sie eine Anziehungskraft die magnetisch auch die Fernstehenden anlockt. Kein Mensch kommt auf den Gedanken, es gehe dieser Kirche, dieser Gemeinde, diesem Orden um Macht und Reichtum, um Ansehen, um Titel und Würden; man spürt vielmehr einzig das Heilige, das sich den Menschen naht, vor allem den Armen und den Sündern.

Cor Pauli, cor mundi, das Herz des Paulus ist das Herz der Welt. Damit hat der heilige Chrysostomus den Kern der Erlöserreligion bezeichnet. In diesem Herzen gab es keine Kluft zwischen Religion und Leben, und wenn es sie in den Herzen nicht gibt, dann wird es sie bald auch in den öffentlichen Verhältnissen nicht geben. Menschen solcher Art werden den Weg finden in alle Bezirke hinein, in denen eine Kultur pulsiert. Wir haben das in unseren Tagen etwa an Sonnenschein erlebt, der ganz für andere war. Er kannte sich aus in der Großstadt. Er fühlte lebendig die heißen Fragen der Menschheit von heute. Er rechnet mit Verhältnissen, die ganz anders sind als etwa in den Zeiten des Mittelalters. Und so sieht man in den verschiedensten Ländern auch Laien, die ihr Apostolat in der Welt mit bewunderungswürdigem Eifer ausüben. Sie schließen sich da und dort zusammen und erwecken sogar den Eindruck eines neuen Ordens. Auf die Formen kommt es allerdings nicht an, wohl aber sehnt man sich in der Kirche, die einer Zeit helfen soll, wie wir sie haben, nach einem besonderen Verständnis für jene Massen von Menschen, die von Religion wenig oder nichts mehr wissen, die durch die Lebensnotdurft so beschäftigt und auch wohl gequält sind, daß sie kaum denken können an Hohes und Heiliges. Es ist nicht genug, daß wir einige erlesene Kreise zu höchster religiöser Kultur erheben, was natürlich auch seinen großen Sinn hat und eine Quelle für weiteres Gute werden kann. Es kommt vielmehr darauf an, den Menschen von heute innerlich zurückzuerobern und ihm ein Christentum zu bringen, wie es Christus selber gemeint hat. Es handelt sich nicht immer dabei um sublime Theologie, es geht vielmehr oft nur um den Trunk Wassers, der Christi wegen gereicht wird.

Stylithes.

Von der Sinngebung.

Von Emil Vorbeck.

Das Stückwerk hat einen Zweck, das Ganze aber einen Sinn. Ihn zu erkennen, heißt mit der Ganzwerdung beginnen.

Die Kirche, vollkommenstes Abbild irdisch-himmlischer Bezüge, gebraucht die Liturgie zur Sinngebung. Was der menschliche Verstand, der immer der Täuschung preisgegeben ist, nicht erfassen kann, und was nach seiner völligen Einschaltung noch über ihn hinausgreift, wird in ihr handelnd dargestellt und mit tiefem Sinn beladen.

Die Geheimnisse, von Gott einst eingesetzt, deuten sich unter einem vom hl. Geiste gewebten Schleier durch den Dienst am Altare aus. Obwohl wir die Fäden dieses wundersamen Gewirkes durch unser Voreltern zu schürzen gelernt haben, führt uns dabei doch die Hand des ersten Meisters, der zugleich Urheber aller Sinngebung ist.

Das Verrichten des Gebetes ist ein gottgefälliges Tun. Es soll mehr sein als ein frommes Aufwallen der Gefühle oder ein religiöses Benutzen des Verstandes. Leib und Seele haben, einander unlöslich verbunden, tatkräftig Anteil daran. Alle unsere Sinne sind aufgefordert, sich bei diesem Werke, dem opus Dei, voll zu entfalten; denn wir dürfen nicht die enge Verwandtschaft zwischen Sinn und Sinnen vergessen, indem wir die Worte achtlos gebrauchen.

Da in der Kirche das Volk versammelt ist, findet mit ihm auch die Zeit Eingang in das Heiligtum. Wenn es, bewußt oder unbewußt, den Jahrhunderten der bloßen Vernunft unterlag, so hatte wechselseitig die Kirche ebenfalls unter dieser Krankheit zu leiden, die Menschen in sie einschleppten.

Immer mehr und mehr beschränkte sich der Sinn der Liturgie auf die Priesterschaft, während die Laien nur noch die äußeren Formen, unter denen der Gottesdienst sich vollzog, wahrnahmen. Die fremde Sprache, das Latein, begünstigte noch diese Entwicklung, obwohl hier keineswegs die Ursache dazu zu suchen ist.

Das Volk handelte nicht mehr mit, es wurde vom Mitwirkenden zum Zuhörer und endlich nur zum Zuschauer. Schließlich ermüdete es, da ihm der Schlüssel zum Sinn des Gottesdienstes gänzlich abhanden gekommen war, auch in dieser Rolle und beschäftigte sich fürder auf seine eigene Weise.

Nichts lag nun näher, als daß das Volk statt des Sinnes eigenmächtig den Zweck seines Kirchganges betonte. Es machte sich selbständig, indem es seine Gebete von denen der handelnden Priesterschaft trennte und von sich aus seine Heiligung betrieb. Zwischen Altar und Schiff wurde eine unsichtbare Scheidewand errichtet, hinter der jeder Teil seiner Frömmigkeit nachging. Im Lettner nahm sie sogar gelegentlich greifbare Gestalt an.

Damit aber die Liturgie ganz und gar ihren Sinn erhält, bedarf sie der Gemeinschaft. So muß sie in Zeiten, wo das Volk von ihr ausgeschlossen ist, geradezu unter dieser Verstümmelung leiden. Sie gleicht einer Ansprache, die ins Ungewisse verhallt. Sie wird einseitig, obwohl sie der Ganzwerdung dient. Sie lahmt, sie, die doch die reichste Bewegung ausüben sollte.

Die Gläubigen, gewohnt, nur körperlich bei der hl. Messe anwesend zu sein und sich, unabhängig vom Vollzug des Opfers, privater Andacht und Erbauung zu widmen, müssen wieder im vollen Umfange des Wortes „mittun". Die Liturgie wird sich ihnen dann gnadenspendend und gnadenvermehrend im tiefsten Sinne erschließen und ihre kaum wahrgenommene Gliedschaft am geheimnisvollen Leibe Christi neu beleben.

Während das dem Sinne entfremdete Anwohnen der Handlung durch seine Untätigkeit mehr Sache der Frauen als der Männer war, werden die christlichen Stände in ihrer Gesamtheit zum kraftvollen und sinnerfüllten Mitwirken mit dem Priester am Altare und durch ihn unmittelbar mit Gott verbunden. So erhält der heilige Dienst einen männlichen Charakter, der jeder Größe würdig ist.

Die Gegenwart will auf allen Wegen zur Gemeinschaft gelangen. Sie läuft Gefahr, nur Massen zu sammeln, wenn sie dem Ganzen nicht einen Sinn gibt. Die Sinngebung allein läßt den sonst so stumpfen Stoff, der dann nur ein Klumpen zähen Lehms ist, beseelt werden und hebt ihn über eine reine maschinelle Betriebsamkeit zu wahrem, schöpferischem Wirken empor.

Ob heute die Urheber einer liturgischen Bewegung sich der Tatsache bewußt sind oder nicht, daß sie durch den Anstoß, den sie gaben, nicht nur der Kirche, sondern auch der Epoche einen unvergänglichen Dienst leisten, mag gleichgültig sein angesichts der vorhandenen Möglichkeit, alles in Christo zu erneuern und damit dem zukunftsweisenden Wahlspruche des hochseligen Papstes Pius X. zu folgen: Omnia instaurare in Christo. Ohne die Sinngebung werden selbst die größten Massen, die der Kirche zuströmen, nichts vermögen, sondern sogar noch Hemmschuh sein bei ihrem Aufstieg. Die Sinngebung aber ist ein wesentlicher Bestandteil der Liturgie, die durch äußere Zeichen den inneren Gehalt versinnbildet. Indem Aeußeres und Inneres, Leib und Seele, Himmel und Erde, Gott und Welt sich durchdringen, wobei das Niedere seinen Sinn durch das Höhere erhält, bereitet sich das Ganze, das die Wiege, aber auch das Werk des Heiligen Geistes ist. Anfang und Ende treffen sich in ihm, und die Ewigkeit beginnt, die allein nur Gottes ist.

Die Sinngebung bedingt das Ganzwerden. Das Ganzwerden bedingt wiederum das Gottesein. Schon Goethe, durch dessen Dichten zuweilen die angeborene christliche Seele scheint, weiß zu singen:

„Gottes ist der Okzident!
Gottes ist der Orient!
Nord und südliches Gelände
Ruht im Schatten seiner Hände."

Das Knechtl.

Von Robert Braun.

Wenn vor dem Haus ein Lastauto vorbeifährt, beugt sich der Hansl auf seinen kurzen gespreizten Beinen vor und sieht ihm solange nach, bis die Biegung der Straße es ihm wieder entzieht. Noch ein anderes ist Gegenstand seiner Neugierde: alles Gut, das herrenlos herumliegt. Verlasse ich für kurze Zeit die Bank, wo ich eben las, so kann ich sicher sein, ihn bei der Rückkehr mit meinem Buch beschäftigt zu finden; er wendet es langsam wie einen großen Fund hin und her und sagt, wenn er meiner ansichtig wird, Unverständliches. Er wälzt die Worte in seinem hilflosen Mund herum, der über der Lippe mit hängenden Stoppeln besetzt ist, und zwinkert mir dabei zu, was mich veranlaßt, ihm auch und auf jeden Fall mit einem zustimmenden „Ja, ja" zu erwidern und gleichsam im höheren Einverständnis zuzuzwinkern. Freilich weiß ich, daß ich das Buch nicht mehr gesehen hätte, wenn ich nicht rechtzeitig erschienen wäre. Liegt wo ein Ball, ein Knopf, eine Wolle, gleich hat er es erspäht, nimmt und betrachtet das Ding von allen Seiten und nach solcher Prüfung ist es meistens verschwunden. In seiner Behausung im Holzschuppen soll er in einer verschlossenen Truhe ein ganzes Elsternest geraubter Gegenstände verwahren, von denen einige bestimmt sind, sein Hütlein zu zieren. Außer Federn trägt er noch einen italienischen Uniformstern und ein Edelweißzeichen darauf.

Hansl ist der „Einleger" des Hofes, womit man in dieser Gegend die alten Leute bezeichnet, denen

Lichter.

Von Elisabeth Kawa.

Wenn die Dämmerung sich leise hernieder-senkte, dann machte es mir als Kind besondere Freude, den Laternenanzünder zu beobachten, dessen zuckende, schmale Flamme am langen Stabe immer wieder neue Flämmchen ins Leben rief, bis die ganze Straße hell leuchtete, so hell, daß nun das Licht, das doch alle anderen Lichter geweckt hatte, kaum noch zu sehen war.

Wie ein kleines Wunder erschien mir allabendlich dieser Vorgang. Mit scheuer Ehrfurcht sah ich zu dem Manne auf, der auf der Erde dasselbe tun durfte, was Gott am hohen Himmelszelte tat, wenn er einen funkelnden Stern nach dem anderen aufgehen ließ. „Wenn ich doch auch einmal so ungezählt viele Lichter anzünden dürfte!" Das war damals mein sehnlichster Wunsch.

Ich ahnte noch nicht, was mir heute frohe Gewißheit ist, daß Gott mir täglich Gelegenheit gibt, Lichter anzuzünden, soviele ich nur will.

Ich zünde ja ein Licht an, wenn ich einen Unwissenden belehre, einem Zweifelnden rate, einen Schmerzgebeugten tröste, einen Verirrten heimführe.

Ich zünde ein Licht an, wenn ich Bedürftigen eine Gabe spende, Traurige durch eine Freude aufheitere, leidvoll Einsamen einen Besuch abstatte, schwer zu Verstehenden Verständnis bezeige.

Ich zünde ein Licht an, wenn ich einen armen Sünder zur Erkenntnis und zur Sühne seiner Schuld verhelfe, einen Verzweifelnden zum Vertrauen ermuntere, einem ehrlich Strebenden die Dunkelheit seines Charakters zeige, einem tapfer Voranschreitenden den höheren Weg weise.

Ich zünde ein Licht an, das viele andere Lichter zum Leuchten bringen kann, wenn ich durch mein Beispiel vom Bösen abhalte, zum Guten begeistere und anrege, Gott zu dienen und ihn zu lieben.

Ich kann aber nur dann ein Licht anzünden, wenn ich selbst Licht habe, wenn der Vater allen Lichtes, Gott, sich würdigt, mich zu seinem Lichtträger zu machen.

Die Erkenntnis, daß ich nur weitergebe, was ich selbst empfangen habe, muß mich mit Dankbarkeit und Demut erfüllen. Dankbarer Gesinnung wird es nicht schwer fallen, das erhaltene Licht an erster Stelle vor und für Gott und dann für andere leuchten zu lassen. Das demütige Wissen um den Ursprung des Lichtes, das wir tragen dürfen, wird uns befähigen, es klaglos, ja freudig hinzunehmen, wenn das durch uns entzündete Licht heller leuchtet als unser eigenes.

Gott gibt uns Anteil an seiner Macht, wenn er uns gestattet, ein Licht anzuzünden. Tun wir es in der rechten Absicht, dann leuchtet es Gott zur Ehre und den Menschen zur Freude. Entzünden wir aber aus Selbstsucht, aus Neid, aus Haß ein Licht, dann leuchtet und wärmt es nicht mehr, sondern wird zum heißen Brande, der alles vernichtet, was er berührt.

*

Wenn meine geliebte Mutter mir am Abend ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet hatte, hob sie den Leuchter vom Nachttischchen, hielt ihn einen Augenblick hoch empor und löschte mit einer gewissen Feierlichkeit das Licht aus.

Dieses Lichtauslöschen war für mich immer etwas Bedeutungsvolles. Hatte ich ein gutes Gewissen, dann machte mir der volle Lichtschein, der von Mutter auf mich herüberstrahlte, Freude und ließ mich etwas von der innigen Beziehung zwischen Mutter und Kind ahnen. Das Dunkel, das den weiten Raum füllte, wenn das Licht ausgelöscht war und Mutter sich entfernt hatte, schreckte mich nicht. Ich empfand es als etwas Geruhsames, Bergendes, das mich angenehm einhüllte, bis sich der Schlaf auf meine müden Lider senkte.

Anders war es, wenn ich mit Schuld beladen zu Bett ging. Hob Mutter an solchen Abenden das Licht empor und senkte ihren gütigen Blick in den meinen, dann hatte ich immer das Gefühl, als ob die Leuchte in ihren Händen sie in meinem vor Scham dunkel glühenden Antlitz alles lesen lassen müßte, was mein Kinderherz beschwerte. Ich konnte kaum den Augenblick erwarten, in dem der Hauch ihres Mundes das Licht löschte. War das aber geschehen, dann kamen für mich neue Qualen. Kaum hatte Mutter mit leisem Schritt das Zimmer verlassen, da wuchsen aus der Finsternis, die ich herbeigesehnt hatte, riesengroße Gestalten empor: Schuld und Angst standen mir zur Rechten und zur Linken und ließen mich häufig nicht einmal in meinen Träumen los. Wenn ich mit lautem Schrei erschrocken aufwachte, dann stand oft meine Mutter, wieder mit einer Leuchte in der Hand, vor meinem Lager, bis ich vom Traumland zur Wirklichkeit zurückgefunden hatte, sah mich traurig-wissend an und sagte nach einigen Minuten des Schweigens: „Ich lösche das Licht jetzt aus." Wenn sie das tat, vollzog sich fast jedesmal in mir der entgegengesetzte Vorgang: In meiner Seele wurde es Licht. Ich erkannte mein Unrecht, gestand es, bat um Verzeihung, und mit dem Verlöschen des Lichtes war auch mein Vergehen ausgelöscht.

Die Kinderjahre liegen nun weit hinter mir, und viele Erlebnisse jener Zeit sind verblaßt. Aber das Lichtauslöschen am Abend, das ich schon viele Jahre selber besorge, ist für mich ein wichtiger Augenblick geblieben.

War der Tag reich an Mühen und an Sorgen und kann ich mir am Abend sagen, daß ich tat, was in meinen Kräften stand, dann hat das Lichtauslöschen für mich etwas Befreiendes. Mit ihm scheint das, was mich drückt, leicht zu werden und zu verschwinden.

An Festen, die das Herz mit Freude füllten, lösche ich das Licht mit leiser Wehmut ob der raschen Vergänglichkeit alles irdischen Glückes aus.

Schwer wird mir das Lichtauslöschen an jenen Abenden, an denen ich rückblickend gestehen muß, daß ich, freiwillig oder unfreiwillig, manches Licht, das zur Freude anderer hätte leuchten sollen, dadurch löschte, daß ich hoffnungsfrohes Erwarten gedankenlos enttäuschte, ein Versprechen aus Opferscheu nicht erfüllte, einer guten Eingebung aus Eigensucht nicht folgte.

Ging die Arbeit so von statten, daß sie zur Freude wurde, auch wenn noch vieles unvollendet blieb, dann lösche ich am späten Abend das Licht in freudiger Hoffnung aus, daß es mir wieder leuchten werde, bis, was so froh begonnen wurde, auch froh vollendet ist.

Brachte mir der Tag die Nachricht vom Verluste eines Menschen, der mir nahe stand, dann zögere ich mit dem Auslöschen des Lichtes, weil meine Seele schmerzerfüllt daran denkt, daß nun ein Lebenslicht erloschen ist, das vielen froh und hell geleuchtet hat.

Weiß ich von Menschen, die im Dunkeln irren und den Weg nicht finden können oder wollen, dann lösche ich mein Licht mit stillem Dank dafür aus, daß meine Pfade immer hell geworden sind.

An Abenden von Kampftagen mahnt mich das Lichtauslöschen daran, daß ich es in meiner Gewalt habe, eine Leidenschaft zu ersticken, ehe sie zur verheerenden Flamme wird.

In Zeiten der Krankheit erinnere ich mich daran, daß die Stunde vielleicht nicht fern ist, in der der Herr über Leben und Tod zu meinem Engel sagen wird: „Ich lösche das Licht aus."

So hat die an sich gleichgültige Handlung für mich tiefe Bedeutung. Sie hilft mir, dem Sinn des Lebens etwas näher zu kommen.

Friede.

Friede, das heißt heimgefunden,
Heißt gebrochen mit dem Schlechten,
Ist ein seliges Gesunden,
Ist ein Freuen nur am Rechten.

Menschen sind, die Sternen gleich
Wandern in dem Weltenraume,
Erdenferne ist ihr Reich
Und sie schreiten wie im Traume,

Sehen Tiefen, schauen Höhen,
Güte strahlt in ihren Blicken;
Und sie rauscht des Friedens Wehen
Und ihr Glück ist: zu beglücken.

Ada Schnetz.

Die Bergmutter.

Von Dr. Therese Hartmann.

In 1200 Meter Höhe lernten wir sie kennen, die Frau mit der Gestalt und schlichten Gebärden einer Madonna im anspruchslosen Berglergewand. Neben der dunkelhaarigen stand ein Hüne von Mann, blond und blauäugig mit arbeitsgroben Händen. Wir baten um die Gunst, für das hl. Opfer, das am andern Morgen auf der Höhe dargebracht wird, eine Gabe entrichten zu dürfen. In geruhsamer Bewegung wendet der Mann den Kopf: „Da müßtet Ihr die Frau Mutter fragen."

Schlichter wie diese Frommen kann niemand von seinem inhaltreichen und inhaltfrohen Leben sprechen: so wie sie Menschenhäuser gebaut, so möchten sie auch dem Herrgott mit eigener Hand und in stillem wortlosen Fleiß ein Haus mit dem warmfarbigen Holz ihrer Berge umkleidet zimmern. Drüben steht nun die Kapelle; die ganze Familie war nach Maßgabe ihrer Kräfte am Bau und an der Herrichtung des Gottesdienstes beteiligt. Dreimal am Tage zieht die Frau im Treuen das Glöcklein: weit geht sein Klang bis an den weißen Schneeriesen hinauf und läßt im Herzen das Geheimnis von Advent und Weihnacht lebendig werden und faltet stille Hände zum Gebet; in Treuen versieht sie mit der ihr eigenen Stille den ganzen Dienst an Kirchlein und Gottesdienst. Und in Treuen dient sie ihrer Familie. Das Glöcklein hat abendlich ausgeklungen, ein Zeichen auch zur Heimkehr. Vom Waldrand löst es sich, hinter dem Felsgestein klettert es herab, vom Wiesenhang kommt es singend herauf und füllt den Platz vorm Häusle mit froher gesunder Jugend; 12 Kindern hat die Frau das Leben geschenkt; die sie blühend umgeben; 12 mal war ihre Gattenliebe von Gott mit Leben gesegnet. Es ist, als wenn eine unsichtbare Glorie diese Frau umspielt. Wir dürfen auch die Jüngsten sehen; ehrfürchtig und vorsichtig trägt der Vater auf seinen unheimlich großen väterlich bergenden Händen ein Kleines; ein vierjähriges liegt mit einer schmerzenden Wunde zu Bett: aus einem zarten Heiligengesichtchen sind zwei große dunkle und wie aus großen Tiefen wissende Kinderaugen auf uns gerichtet, vor denen wir stumm stehen. Die Mutter spürt unsere Bewegung und weiß um ihr Kind, wie eine schlichte, fromme Mutter um ihr Kind wissend ist: „s ist ein Gottesknöpfle," und dann noch einmal in Sinnen: „ja, 's ist ein Gotteskn öpfle. Ich hab viel um das Kind gebetet, daß ich es doch noch haben durfte. Ebenso um das letzte. — Ob der Widersacher Gottes und des Gutten sie in Ruhe gelassen hat? O nein! wir haben viele Kämpfe und viele Anfechtungen gehabt." Und wir erfahren die Geschichte des Gotteshauses; wie der Zweifel diese schlichten Bergler geschüttelt hat: Wie kommen w i r dazu, dem Herrn ein Haus zu errichten? Treibt uns Dank oder Vermessenheit? Und äußere Schwierigkeiten. Zweimal trägt ein Wirbelsturm das fast vollendete Kirchlein vollständig ab und verträgt das Baumaterial bis weit ins Tal und an ferne Hänge. Und zeigt Gott nicht eindeutig seinen Willen sogar inbezug auf den Platz der Kapelle, da der Mann im Gewittersturm auf gefährlichem Weg seine Frau hilferufend auf dem Berge sieht, die Höhe unter unmenschlichen Anstrengungen nimmt — und oben den Platz leer, daheim seine Frau mit einfachsten Hausarbeiten beschäftigt findet und mit der Frage: sollen wir bauen?

So steht das Gotteshaus auf dem Berge; so steht das Berghäusle daneben, in dessen anspruchsloser Schlichtheit eine Mutter ihrem Manne, zwölf Kindern und einem ganzen Volk dient.

Herbstahnung.

Ins offene Fenster atmet der Wald herb — herbstlichen Duft. Goldene Flammen zucken auf im stumpfen Blau der Kiefern und Tannen, werden zu brennender Lohe in dem weicheren Grün der Buchenherbstsonne. Ach, wie lange noch? Und karg wird ihr Glühen, karg ihr Wärmeschenken! Entflammt scheint die Welt! Ach, Fackeln des Todes sind es, am Lebendigen entzündet! Herbstsonne spielt.

Zärtlicher fangen sich die feurigen Strahlen im Lockenschopf des Kindes, das unter den Bäumen spielt.

Kind: Frühling im Herbst, frommer Auferstehungsgedanke in dieser Welt des Kaltwerdens und Erbleichens. Doch — wirst du nicht werden wie wir?

Heute, vor jedem Käfer, jedem Grashalm kniest du verzückt — das Geschöpf brüderlich grüßend. Jeder Stein, jedes Staubkorn ist dir Leben gewordener Traum. Ein Wunder — Zeugnis dem Wunder.

Deine Ahnungen, deine kindlichen Erkenntnisse sind Früchte aus Gottesland, nicht angenagt von dem Wurme des Zweifels.

Doch — du wirst wachsen — wirst Mensch werden. Deine Schritte werden des Käfers nicht achten, nicht des Grases, das sie zertreten. Wird der Stein nicht zur Waffe werden in unbedachter Hand? Der Traum nicht zur Tat, zur schuldig machenden Tat?!

Ein Mensch wirst du — erwachsen — kalt. Doch manchmal wird ein Besinnen dich treffen — dann steht du erschüttert wie wir vor dem Rätsel des Kommens und Gehens, des Steigens und Fallens — erschüttert und traurig — wie wir.

Elisabeth Greitsch.

Armut.

Immer denke ich so des Abends: „Ach, wie arm war dieser Tag, und wie klein warst du und wie wenig mannhaft und beherzt.

Und jeden Morgen ist es so, daß ich nach dem neuen Tag mit frohen Händen greife und aus meiner jungen Kraft viel schaffen und viel zwingen möchte und jede Stunde fruchtbar sehen will . . .

Und jeden Abend trag ich meine Armut.

Gertrud Maaßen.

Ruths Augen strahlten. Sie wunderte sich schon gar nicht mehr über Gerdas so plötzlich veränderte Stellungnahme. Ihre Freude war zu groß. Und um sich nicht zu verraten fragte sie: „Und der Neufundländer ist tot, sagst du . . . Das ist ein großer Verlust. Baron von Grimmelshagen hat eine große Summe für ihn bezahlt."

„Besser, als wenn er die Lotte zerrissen hätte oder den Doktor," sagte Gerda. „Herrje, muß der Doktor eine Kraft haben!"

„Und Mut!" ergänzte Ruth.

„Baron von Grimmelshagen will ihn auf Schadenersatz verklagen," mischte sich Herbert jetzt ein.

„Damit wird er nicht durchkommen", sagte Gerda eifrig.

„Das hast du auch noch nicht schriftlich", Herbert.

„Die Sache liegt doch klar," entschied Ruth jetzt empört und erhob sich, um das Zimmer zu verlassen. „Sollte er sich etwa aus Liebe zum Baron von diesem Untier in Stücke reißen lassen? . . .

„Ja, ja, natürlich", nickte Herbert finster. Ruth maß ihn mit einem erstaunten Blick und verließ kopfschüttelnd das Zimmer.

Sie suchte nach Bernd und traf ihn unten im Hause. Mit strahlendem Lächeln schritt sie auf ihn zu. Was er da an seinem linken Arm hätte? . . . Es wäre ihr schon gestern aufgefallen . . .

Bernd blickte gleichgültig über sie hinweg. „Nichts von Bedeutung", sagte er kurz und wandte ihr ohne ein weiteres Wort den Rücken.

Ruth schaute mit brennenden Augen hinter ihm drein. Dann senkte sie errötend den Kopf.

Der Blitz.

Das Wetter hatte sich aufgeklärt. Der Himmel war wieder heiter und rein. Wie feines, kostbares Gewebe dehnten sich lange, durchsichtige Schleier im Azur. Eintönig krächzend zogen Kranichschwärme über die kahlen Felder dahin. Der Sturm hatte in den Bäumen gewütet, und der noch verschonte Blätterschmuck prangte in herrlichen Farben. Aus der Ferne knallte zuweilen ein Schuß.

Es war Sonntag. Auf dem weiten Vorhof von Lichtenau war bewegtes Leben. Die ganze Nachbarschaft war eingeladen. Kutschen und Autos nahmen fast den ganzen Vorplatz ein. Chauffeure und Kutscher standen bei den Wagen und ihren Pferden, machten sich dort zu schaffen oder erzählten sich mit starken Gesten die neuesten Ereignisse. Andere zogen es vor, mit Minna zu scherzen, die ihnen in den weiten Räumen des Erdgeschosses die langen Holztische mit Leckerbissen belud.

Es ging schon gegen Abend, als auf dem Hofe eine Limousine einfuhr, die das Auge eines jeden Kenners entzücken mußte. Die Leute unterbrachen ihre Gespräche, stießen sich heimlich an, und schauten gespannt auf den eleganten schon älteren Herrn, der jetzt dem kostbaren Gefährt entstieg. „Ein Fremder . . . Wer mag es sein? . . ." flüsterten sie sich zu und begannen ein Rätselraten, für das sie die Lösung vergeblich suchten. Nur Ruth, die am Eingang in Vertretung ihrer Mutter die Gäste empfing, wurde um einen Schein blasser.

Also doch . . . da hatte ihre Mutter ihre Pläne doch noch nicht aufgegeben . . . Festpreßten sich ihre Lippen aufeinander. Sie wollte also den Kampf . . Nun gut . . . Auch sie hatte ihren Kopf . . .

M . m . . mit wem ha . . be ich die Ehre? B . . v . . . vielleicht m . . mit F . . Fräulein Ruth? . . . O, w . . wie ich mich freue. A . . a . . Arnold Schreiber mein Name! F . . F . . Fabrikant!" Herr Fabrikant Arnold Schreiber war mit äußerster Eleganz gekleidet. Sicher stammte sein schwarzer Anzug aus dem ersten Modegeschäft und auch die Lilie in seinem Knopfloch war in einem Treibhaus gewachsen. Es war eine hohe, schlanke Erscheinung, und man hätte ihm Unrecht getan, ihn wegen seines Kahlkopfes, seiner Lilie oder seines Sprachfehlers zu verachten. Denn Arnold Schreiber verfügte über ein großes Vermögen, über eine Luxuslimousine und war gerade auf dem besten Wege, sich ein seines Reichtums und Standes würdiges Weib zu holen. Ja, das wollte er. Und dieses Weib war Ruth. Er, ei, wie sie sich verändert hatte seit er sie das letzte Mal gesehen. Donnerlittchen. Wenn er das gewußt hätte . . . Er hätte nicht so lange gewartet. Würden die in Stuttgart Augen machen, wenn er sie demnächst in ihrer ganzen Schönheit repräsentierte.

Prachtvoll. Glück mußte der Mensch haben und Fortuna hatte ihm weiß Gott immer schon zugelächelt. Und heute wieder. Wie reizvoll die Ruth nur errötete.

„J . . J . . Ich stoße ja ein wenig m . . mit der Zunge an. Aber da . . darum w . . werden Sie „O nein," lachte Ruth, die ihre Heiterkeit nicht mehr zurückhalten konnte, fröhlich heraus. „Es ist kaum der Rede wert. Man merkt es fast gar nicht. Aber wollen Sie nicht eintreten . . ."

„Gern, w . . wenn das gnädige Fräulein es g . . gestatten . . ."

Ihre Mutter empfing den Ankömmling mit großer Höflichkeit und stellte ihn den andern Gästen vor. Die machten erstaunte Augen und ihr heimliches Tuscheln bekundete, wie stark das Interesse war, das sie ihm zollten.

Ruth stand wie auf heißen Kohlen. Es war keine Kleinigkeit, sich den neugkeitslüsternen Augen der ganzen Nachbarschaft ausgesetzt zu sehen. Wie spitze Nadeln empfand sie diese unverhohlenen Blicke, die nur zu deutlich den neuen Gast und sie selbst abschätzten und verbanden. Und wie abscheulich, sich mit einem in Verbindung gebracht zu sehen, mit dem sie nicht das Geringste gemein hatte und auch nie haben würde. Und mochten alle gegen sie aufstehen, hier würde sie nicht nachgeben. Denn über ihr Herz räumte sie keinem das Recht ein. Das sprach für sich allein.

Wo der Bernd nur war . . . Vergebens hatte sie schon die ganze Zeit nach ihm gespäht. Sollte er ihr ernstlich böse sein? . . . Sollte er es ihr verdacht haben, daß sie kürzlich gegen ihn Stellung genommen . . . Ach, Grund genug hatte er wohl dazu . . . Wie hatte sie nur jemals an seinem Mut zweifeln können . . . Es geschah ihr recht . . .

Es schellte. Und sie war froh, einen Grund zu finden, nach draußen zu eilen. Aber dort stutzte sie von neuem. Wer war denn das? Kurt Berndt . . Und sie fühlte die Zornesröte in ihr Antlitz steigen.

Der Ankömmling mochte ihre Regung wohl bemerkt haben. Denn er platzte mit einer süßen Freundlichkeit heraus: „Gnädiges Fräulein . . . Ich komme ein wenig spät . . . Entschuldigung . . . Aber ich habe keine Einladung bekommen . . ."

„Sooo . . ."

„Nein, wirklich nicht . . . Man muß es hier ganz übersehen haben . . ."

„Sie glauben . . ."

Nun war es an Kurt, aufzumerken. Aber schnell hatte er sich wieder in der Gewalt. Das war ja Unsinn, das konnte doch nicht stimmen, daß man ihn hier mit Absicht übersehen hatte . . . Auf welch komische Gedanken man doch kommen konnte. Ohne Zweifel, er war in der letzten Zeit nervös geworden . . . Und war das zu verwundern, wenn er so viel durchgemacht wie er, wenn alles über einem zusammenkrachte. Und als er sah, daß Ruth keine Bewegung machte, ihn in den Salon zu führen, schritt er allein voraus.

(Schluß folgt.)

Samstag Abend.

Von Walter Siemes.

Seit urdenklichen Zeiten ist es so, seit den mythischen Tagen grauester Vorzeit, und ob auch das Zeitalter der Vernunft keinen vernünftigen Grund dafür beizubringen vermag, ob auch die Einteilung noch so willkürlich, ja wie eine Lästerung unseres gepriesenen Dezimalsystems erscheinen mag, jenes Gebot Gottes wurde Gesetz der Natur, wurde ins Blut eingegangene und nicht fortzudenkende Ordnung unseres Innenlebens, daß jeder siebente Tag, nicht der sechste und nicht der achte, Tag der Ruhe, der Heiligung, der Weihe sein soll. Wie der Rhythmus des Jahres und seiner Zeiten, wie der Rhythmus von Tag und Nacht, so wurde uns der Rhythmus der Woche, obwohl nicht abzulesen an einem sichtbaren Zeichen der Natur, Lebensbestandteil, Lebensnotwendigkeit, Lebensordnung. Es wurde der Sonntag das große Atemholen von Leib und Geist und Seele, das Ausruhen und Umsichblicken in hitziger Arbeit, die Selbstbesinnung und Orientierung auf dem Strome der Zeit: wo stehst du? Wie weit bist du gekommen? Alle sieben Tage.

Und alle sieben Tage ist das Fest der Vorfreude, das eines der schönsten von allen ist, das Fest des Bereitseins, der frohen Erwartung. In der letzten Helligkeit des Tages muß man über die abendliche Dorfstraße gehen, wenn der Feuerball der Sonne noch eine Handbreit über dem Horizont glutet und durch das Gezweig der Bäume hindurch die letzten müden Strahlen auf Häuser und Gärten wirft. Wenn die Luft zittert vom festlichen Geläute der Glocken, die ihre Feierklänge mischen mit den gedämpften, weithergewehten Klängen ihrer Schwestern in den Nachbardörfern. Wenn noch im Verscheiden die Sonne den Westhimmel in Brand steckt, daß er in weiter Fläche feurig aufloht und nur langsam, dem Angriff der Nacht zäh widerstehend, von Stufe zu Stufe erbleicht und in zarten, pastellfarbenen Tönen leise verlöscht. Wenn die Sonne schon tief unter dem Horizont steht, schon morgenfrisch gleißend über Städten und Dörfern und Hütten der Antipoden, uns noch aus weiter Ferne ein paar verlorene Wölkchen anstrahlt, seltsame Gebilde langgestreckter Schifflein oder weicher, zerwehender Wattebäuschen, die nun rosarot, wie von zartem Puder, über uns durch den Raum schweben.

Ganz still ist die Straße, daß man nichts hört als seine eigenen Schritte. Hier und dort sitzt jemand vor seiner Haustür und grüßt herüber. Ganz versunken, wie in Gedanken, sitzt er da und wartet, daß die Dunkelheit über seine Schultern fällt.

Seltsam verwandelt erscheint uns die Welt, wie heimlich verzaubert. Anders als an den übrigen Wochentagen streckt sich vor uns der blankgefegte Spiegel der Straße, anders, feierlicher, leuchten die Blumen aus den Gärten, anders, als seien auch sie geputzt und geschrubbt, sehen die Fassaden der Häuser uns an. Gewaltig trutzt der meterdicke Stamm der Kastanie am Wegrand und hängt das Blätterwerk seiner mächtigen Krone wie einen Triumphbogen über die ganze Breite der Straße. Wie seltsam, daß man es im arbeitsamen Getriebe der Woche und auch im Sonntagsverkehr der Ausflügler nicht bemerkte, daß man der Schönheit des Durchblicks nicht achtete.

Früher als sonst ist das Vieh von der Weide heimgeholt, gedämpft nur kommen seine Stimmen aus den Ställen. Denn die Menschen, soweit sie den Tag des Herrn noch nicht begonnen, sind um sich selber bemüht. Ehe die Seele ins Bad steigt, muß der Körper hinein. Vor dem Friseurgeschäft stehen noch Fahrräder, und aus seinen Fenstern wehen Tabaksrauch und dumpfes Stimmengewirr. Im Innern brennen schon die elektrischen Lampen (damit der Meister sieht, wenn es ein Blutbad gegeben hat), und soeben kommt Freund Thomas heraus mit frischrasiertem Gesicht und feierlichen Herzens. Er wird zu seiner Grete gehen, der Schönen, die schon auf ihn wartet, und dann werden sie gemeinsam das Programm des Sonntags besprechen. Das aber ist das Schönste von allem.

Wolke, Wind und Sonne.

Eilende, weilende Wolke
Zärtliches, holdes Gedicht
Schwimmst auf gläsernen Wellen
Leuchtend ins himmlische Licht.

Manchmal aus berstender Kuppel
Bricht der feurige Strahl
Und deine finsteren Brüder
Dunkeln um Berg und Tal.

Sausend wirbelt der Hammer
Schlachtfeld wird das Gezelt
Und der donnernde Himmel
Spaltet die bebende Welt.

Eilende, weilende Wolke
Weißes, seliges Kind
Flaumige Himmelsknospe
Treibend in täulichem Wind.

Bleibst du doch immer Sieger
Blühend nach Sturm und Gebraus
Lächelst du himmlische Freundin
Auf mein irdisches Haus.

*

Treibender, bleibender Wind
Ewiger, uralter Hauch
Spreizt du die fächelnden Finger
Beuget sich Aehre und Strauch.

Du strählst die gelblichen Weiden
Treibender, bleibender Wind
Du formst die springenden Wellen
Kühlteusches himmlisches Kind.

Lüpfest die Locken der Mädchen
Hebst den Falter im Raum
Kühlest die Wangen des Schnitters
Wisperst die Kinder in Traum.

Manchmal aus berstender Kuppel
Jagt der Hölle Gewalt,
Rasen die zornigen Brüder,
Brechen den ächzenden Wald.

Bleibst du doch immer Sieger
Freundlich nach Sturm und Gebraus
Spielst ein himmlischer Knabe
Um mein irdisches Haus.

*

Strahlende, malende Sonne
Heldisch am Firmament
Glänzest du göttliche Ampel
Stern, der vor Liebe brennt.

Bräutlicher, segnender Vater
Hüllst du in golden Gewand
Gräser und Käfer und Aehren
Meere und atmendes Land.

Manchmal aus berstender Kuppel
Schwärt Vernichtung und Tod
Stirbst du in Wetterwolken?
Kommst du im Morgenrot?

Bleibst du doch immer Sieger
Immer noch Sturm und Gebraus
Segnet dein himmlischer Finger
Liebend mein irdisches Haus.

J. K. H.

die Bauern für Lebenszeit Kost und Quartier geben. Er ist ein wenig größer als ein Liliputaner, aber seine Füße, die in winzigen Pantoffeln stecken, sind kaum größer. Allerdings hält er viel auf seine so kleine Person. Braune Hose und Rock sind immer sauber geflickt, was er selbst besorgt, und manchmal kann ich auf dem Geländer diese beiden Kleidungsstücke zum Trocknen ausgespannt finden, wobei Hansls langsame Zwergenbewegungen noch heimlich den Aermeln des Jäckchens und der Ausbuchtung des Beinkleides einzuwohnen scheinen.

Sein Amt ist das Holzmachen. Er zersägt die Stücke, teilt sie für den täglichen Gebrauch ein und wacht eifersüchtig darüber. Wenn ihm die Magd zuviel entwendet, kann er sehr böse werden und ihr sein Beil nachschleudern. Brauchen sie in der Küche mehr Holz als gewöhnlich, so listen sie es ihm mit dem Bemerken ab, er wünsche ein Bad. „Er" bedeutet der Herr und dieser Berufung auf die oberste Stelle des Hauses kann er nicht widerstehen: er liefert dann murrend und mit sich selbst redend das Geforderte aus und zieht sich wieder ins Dunkel des Schuppens zurück.

Dort hat er zwischen Brettern seinen Verschlag. Einmal führte mich die Magd hin, öffnete vorsichtig die niedere Türe und da sah ich denn den Hansl in einer richtigen unterirdischen Höhle. In der Eile konnte ich nur die alte bäurische Bettstatt und zwei Truhen ausnehmen, auf die das karge Licht der von Spinnweben umzogenen Fensterluke fiel. Der Schwerhörige bemerkte uns nicht, sondern war gerade mit seiner Taschenuhr beschäftigt, die er ganz nach Großbauernart an einer dicken Kette in seinem Westlein trägt: er legte sie behorchend ans Ohr.

Die Uhr hat für ihn eine besondere Bedeutung: sie zeigt ihm mehr an als bloß die Zeit. Geschieht es, daß ihre Zeiger nicht mehr das Ziffernblatt umkreisen, sondern unverrückbar an einer Stelle feststehen, so ist ihm dies ein Zeichen der Dämonen. Dann hat ihm jemand die Uhr verzaubert und das sind meistens „d'Weiberleut" und von ihnen wieder ganz gewiß die Magd, mit der er wegen des Holzes in Hader lebt. Dann erzählt er, sie habe ein „G'spiel ausg'legt und der mit die Hörndl sei a dabei g'wesen und die beiden hätten ihm die Uhr verzügelt." Dunkel steht er nun da: seinen Schatz prüfend wie ein Unterirdischer.

Sitzt der Hansl in der Stube, so erscheint bald ein Knecht, der ihm mit Gebärden bedeutet, daß er im Wege stehe. Er versteht dies und gibt ebenso wortlos seinen Platz preis, ja wiederholt sogar dabei spaßeshalber die drohende Bewegung, die ihn zum Verlassen aufforderte: er will zeigen, daß er kluger Weise nachgibt. Manchmal kommt der Chauffeur, rüttelt ihn und schreit ihm ins Ohr, als ob er erst ein dickes Fell durchdringen müsse, was denn sein Schatz, die Köchin, allweil tue. Seine Antworten entfesseln dann ein tolles Gelächter auf dem Hof: das ist Hansl, der Spaßmacher.

Aber es gibt Augenblicke, da der verachtete Alte, der Unterirdische, der Zwerg — ein Mensch ist wie alle andern: wenn er am Sonntagmorgen das Tor der Dorfkirche verläßt, hinter sich die weihrauchverschleierten Lichter des kleinen Altars, und nun auf den Rasen tritt, der die Kirche umsäumt. Er trägt dann sein gestreiftes Festtagsgewand und das bessere Hüttlein, auf dem neben dem Edelweiß mehrere bunte Federn prangen. Freilich kümmern sich die Bauern, die nun in Gruppen beieinander stehen, und die Frauen mit ihren schönen weißen seidengestickten Tüchern wenig um ihn, der da langsam und allein in seiner bretten Art wieder ins Dorf zurückkehrt, aber niemand behelligt ihn. Die heilige Handlung macht alle Menschen gleich, keiner ist höher oder geringer als der andre, alle werden, was sie im Tiefsten sind: Gefäße Gottes.

Kleine Geschichte einer großen Sehnsucht. Von Karl Hornig.

Die Menschen haben mancherlei Gründe, nach denen sie ihre Mitmenschen in glückliche und unglückliche einteilen. Ich bin der Meinung, daß ein sicheres Glück darin besteht, eine Sehnsucht zu haben. — Liegt dann aber in der Sehnsucht auch dann ein Glück, wenn sie sich nie erfüllt?

Ganz gewiß, auch dann! „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen", sagt Goethe. Nun, wer ein Ziel vor Augen hat oder im Herzen trägt, dem er zustrebt, der ist bereits erlöst davon, sein Leben leer oder vergeblich zu finden, und kann uns schöneres beschieden sein als ein ausgefülltes Leben?

Wer meine Ansicht teilt, der wird auch mit mir meinen Freund Adam Adidros zu den Glücklichen zählen, denn er trug eine Sehnsucht im Herzen, die ihn nie verließ. Seine Lebenstage waren ausgefüllt von dem Streben, seiner Sehnsucht Erfüllung zu verschaffen. Immer schwebte ihm ihr leuchtendes Ziel vor Augen, immer die Hoffnung, es zu erreichen. Und wenn er auch immer wieder Enttäuschung erfuhr, so war er dennoch glücklich, denn Ziel und Hoffnung blieben ihm treu. Von seinen Enttäuschungen aber lassen Sie mich Ihnen jetzt erzählen.

Sie kennen den berühmten „roten Faden", der mancher Menschen Leben durchzieht, der Richtung gebend ist für ihr Tun und Handeln, kennen den nicht weniger berühmten Ariadnefaden, an dem sich mancher durch die Wirrnisse und Irrwege seines Lebens tastet! Es ist irgendein das Leben dieser Menschen bestimmendes Geschäft; für Adam Adidros war es die Liebe zum Boden, zur Scholle.

Schon der kleine Adam im zartesten Kindesalter kannte nichts Schöneres, als mit den beiden kleinen Pfoten in der weichen dunklen Erde seines väterlichen Gartens wühlen zu können. Dann brauchte er keine Spielkameraden. Stundenlang konnte er sich damit beschäftigen, mit einer kleinen Schaufel, einem kleinen Hammer das weiche Erdreich zu bearbeiten, Gräben und Höhlen zu bauen, Hügel zu türmen. Wenn der Erdgeruch zu ihm aufstieg, dann blähten sich die Flügel seines kleinen Näschens, dann war er glücklich, und manchmal ließ er kleine Schreie des Entzückens hören.

Als er das Alter der Schulreife erreicht hatte, mußten seine Eltern die Vorortwohnung und damit den zu ihr gehörigen Garten aufgeben und in den inneren Bezirk der großen Stadt ziehen. — Als die Möbel verladen waren und man die Türen des Möbelwagens schloß, ging Adam noch einmal hinter das Haus in seinen geliebten Garten, um Abschied von ihm zu nehmen.

Als er nach einigen Minuten zurückkam, war er ganz blaß. Seine junge Seele hatte das erste große Leid erfahren. Schweigend nahm er ein Päckchen, das die Mutter ihm reichte, und schritt still und ernst neben den Eltern der neuen Wohnung zu, schmerzlich jeden Schritt spürend, der ihn weiter von seinem Kindheitsparadies entfernte.

Der Umzug hatte im Spätherbst stattgefunden. Während Adams um ein weniges ältere Schwester sich schnell in die neuen Verhältnisse hineinfand, ja, sogar zahlreiche Vorzüge darin entdeckte, denn also solche empfand sie das lebhafte Treiben auf den Großstadtstraßen mit ihren Straßenbahnen und Autos, den bunten Schaufenstern, behielt er das gedrückte und müde Wesen, sein blasses Aussehen den ganzen Winter über bei. Nicht selten kam es vor, daß er, achtlos der lärmenden Spielkameraden, beiseitestand, selbstverloren mit leerem Blick in die Luft starrte und ein tiefer Seufzer sich von seinen Lippen rang.

Den Eltern machte dies sonderbare Wesen ihres Jüngsten ernsthafte Sorge. Sie fürchteten eine heimliche Krankheit und führten ihn zum Arzt, dessen Untersuchung blieb jedoch ohne Ergebnis.

Zu der neuen Wohnung gehörte ein Balkon. Nicht sehr groß, einem Schwalbennest nicht unähnlich an eine Seitenwand angeklebt, wie man ihn eben häufig bei Großstadtbauten findet. Mit Anbruch des Frühlings kaufte der Vater einige Blumenkästen, füllte sie mit Erde und begann Blumensamen darin zu säen, damit der Balkon ein freundlicheres Aussehen gewänne und ein Erholungsplätzchen bei sommerliche Hitze sei.

Von diesem Tage an veränderte sich auch das Wesen des Knaben.

Mit eifersüchtiger Liebe betreute er die kleine Anlage, verfolgte er täglich ihr langsames Wachsen und Werden. Als aber im Sommer die Blumen blühten, grünes Geranke die gezogenen Schnüre hinaufkletterte, saß er stundenlang in dem grünen Winkel. In stiller Liebtosung ließ er mitunter, heimlich nur, die Finger auf dem dunklen Boden ruhen, der alles hervorgebracht hatte, und in seinem Auge stand manchmal ein stummes Leuchten, das darin nicht mehr geglänzt hatte, seit er seinen Garten draußen vor der Stadt hatte verlassen müssen.

Die Zeit verging, Adam besuchte schon seit einigen Jahren das Gymnasium, denn sein Vater hatte bestimmt, daß er studieren sollte. An ihn selbst war die Frage, was er werden wolle, nicht gestellt worden. Was hätte er wohl geantwortet? Landmann! Gärtner! Den Pflug oder Spaten in den Boden graben, ihn tausendfältiges Leben hervorbringen lassen — konnte es Schöneres geben?

Ach, das alles kam nicht in Frage! Und der kleine Adam war nicht zum Widerstande geschaffen; gehorsam fügte er sich den väterlichen Wünschen. Von der tiefen Sehnsucht, die in seiner Seele lebte, sprach er nicht. Er wußte, daß man sie höchstens als törichte Schwärmerei bezeichnet hätte; so schwieg er denn, um sich Kränkung und Beschämung zu ersparen.

Es schien mehr und mehr, daß er ein stiller abseitiger Mensch werden würde. Mit Altersgenossen verkehrte er wenig. Er war ihnen zu still, ihm mißfiel ihre Lärmhaftigkeit und Flüchtigkeit. Als die Wellen der Jugendbewegung auch in seine Schule drangen, schloß er sich einer Wandergruppe an. Ihre Wandertage wurden seine liebste Erholung. Aber ob er gleich mit den Kameraden marschierte, er lebte dabei doch sein eigenes Leben, und bei einer Rast fand man ihn stets ein wenig abseits gelagert. Man nahm es ihm nicht übel, man kannte sein sonderbares Wesen, und da er sonst stets freundlich und hilfsbereit war, verzieh man es ihm.

Als eines Tages die Familie beisammen war, Adam, nun schon Primaner, saß lesend am Fenster, sprachen die Eltern davon, daß ein Schrebergarten, der einem Bekannten des Vaters gehört hatte, frei geworden sei, da dieser aus der Stadt verziehen müsse. Der Vater fragte die Mutter, ob sie wohl den Garten, den der Bekannte ihm angeboten habe, übernehmen sollten. In Adams Stirn stieg eine langsame Röte. Die Buchstaben vor seinen Augen begannen zu zittern. Die Erinnerung an das Glück seiner frühen Kindheit stieg in ihm auf.

Die Mutter war gern bereit, aber würde der Pachtzins, würden die Ausgaben für die Unterhaltung des Gartens nicht zu teuer sein? Bei ihren bedenklichen Worten packte es den Hörer am Fenster, als drohe ihm eine persönliche Gefahr. „Nun, ich habe ihn schon gepachtet!" erwiderte der Vater und rieb sich, der Ueberraschung sich freuend, die Hände. „Morgen wollen wir ihn besichtigen gehen!"

Da stieg eine heiße, jähe, fast beängstigende Freude in das Herz des Achtzehnjährigen. Ein Stückchen Land, auf dem man schalten und walten durfte, wie es ihm gefiel, daß man graben und pflegen durfte! Es hielt ihn nicht länger auf seinem Platz, das Zimmer war zu drückend, zu eng. Er trat auf den Balkon hinaus; und er mußte sich fest an die Wand lehnen, denn ihm war, als wolle ihn ein Schwindel befallen. —

Als Adam am anderen Morgen erwachte, stand der neue Tag strahlend und glänzend vor seiner Seele. Ach, er wußte nicht, daß dieser Tag in Trauerschleier gehüllt von ihm scheiden würde!

Nach dem Essen ging Familie Adidros, den neuen Schrebergarten zu besichtigen. Da es Ende Juli war, zeigte er sich im vollen Schmuck seiner blühenden Blumen. Vater, Mutter und Schwester waren entzückt und gaben ihrer Freude lauten Ausdruck. Umso stiller blieb Adam, aber aus seinen Augen leuchtete der helle Glanz tiefinnerlichen Glückes. Als seine Angehörigen sich schließlich ermüdet in die Laube setzten, ging er nach der entferntesten Ecke des kleinen Gartens. Von einem hohen Strauch verborgen, hockte er sich auf einen Stein, wühlte die Hand in die lockere Erde und ließ vertrüumt die braunen Krumen durch seine Finger gleiten, wieder und immer wieder. Seine Abwesenheit fiel erst auf, als man sich zum Heimweg rüstete, und es bedurfte wiederholter Rufe, bis ein solcher sein Ohr fand und ihn aus seiner Versunkenheit tönte.

Am Abend dieses Tages traf die Familie ein schweres Unglück — Herr Adidros starb an einem Herzschlag. Dieses traurige Ereignis änderte vieles. Da vorauszusehen war, daß Adam nicht würde studieren können, hatte es auch keinen Sinn, daß er das Gymnasium weiterhin besuchte. Ein Freund des Vaters vermittelte ihm eine Lehrstelle in einer Bank, und Adam war es zufrieden.

Er hatte seinen Vater sehr geliebt. So wenig es ihm gegeben gewesen war, diese Liebe zu Lebzeiten des Vaters zum Ausdruck zu bringen, so wenig vermochte er jetzt seinen tiefen Schmerz laut zu zeigen. Die Erinnerung des schweren Verlustes zeigte ihm immer das Bild eines blühenden Gartens im Sonnenschein mit dem heiteren und fröhlich gestimmten Vater darin, und immer wieder fühlte er, wie plötzlich ein kalter schwarzer Schatten auf dieses heitere Bild fiel, der es in Finsternis hüllte und nichts mehr erkennen ließ. Von dieser Nacht, die ihm Vater und Gartenglück geraubt hatte, war in seiner Seele ein grauer Nebel zurückgeblieben, der nicht weichen wollte.

Da trat ein Ereignis ein, das ihn aus dem engen Rahmen, in dem sein Leben bisher verlaufen war, gewaltsam herausriß: der große Krieg brach aus und stellte das Schicksal des Volkes gewaltig über die Millionen kleiner Einzelschicksale.

Adam Adidros zog das graue Ehrenkleid an und stellte sich in die Reihen seiner Blutsbrüder, die den heiligen Boden des Vaterlandes gegen seine Feinde verteidigten.

Wenn er sich im pfeifenden Singen der Kleingeschosse oder im berstenden Krachen der Granaten hilfeheischend an die breite Brust der Erde warf, sich fieberend in sie hineinwühlte, war es ihm oft, als schlösse sie in mütterlicher Liebe schützend die Arme um ihn, daß ihm nichts geschehe. Er wurde sich dieses Schutzes, der ihm wie eine Erwiderung

seiner Liebe erschien, mit einem Gefühl tiefer Beglückung stets von neuem inne.

Nach drei Jahren Kriegsdienst, in denen er nur unerhebliche Verwundungen davongetragen hatte, erkrankte er so schwer, daß er als dienstuntauglich in die Heimat entlassen werden mußte. Er nahm seinen Beruf wieder auf und erlebte die nun folgenden traurigen Jahre in jener stillen fatalistischen Ergebenheit, in der sie von nur zu vielen seiner deutschen Volksgenossen hingenommen wurden. Sein Wesen zeigte überhaupt mehr und mehr eine gewisse Gleichgültigkeit und Schwäche. Als ihm diese einmal von einem Freunde zum Vorwurf gemacht wurde, erwiderte er mit halbem Lächeln: „Ich komme mir manchmal selbst vor wie der Riese Antäos, aber mit negativem Vorzeichen. Jener hatte unüberwindliche Kräfte, wenn er mit den Füßen den Erdboden berührte. Wer weiß, was ich hätte leisten können, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, im Boden zu wurzeln!"

Einmal aber machte er noch den Versuch, der Sehnsucht seines Lebens Erfüllung zu verschaffen.

Durch einige geglückte Spekulationen war es ihm gelungen, zu einem bescheidenen Kapital zu gelangen, das er auch über die Krise der Inflation zu retten vermochte. Er beschloß den Bau eines kleinen Eigenheimes am Rande der Stadt. Dort draußen, wo es noch keine Steinstraßen gab, wo unter der Pflugschar noch braun die gebrochenen Erdschollen glänzten, wollte er es errichten. Einfach und anspruchslos sollte es sein, umso größer aber der Garten, in den er es stellen, in dem er nach Herzenslust graben, säen und ernten wollte. Er zahlte sein Geld bei einer Siedlungsgesellschaft ein, wählte den Platz, saß tagelang mit glühendem Kopf über dem Bauplan und wanderte, so oft es ihm die Zeit nur erlaubte, hinaus, um den Fortschritt des Baues zu beobachten. Er glaubte, endlich am Ziel seiner Wünsche zu sein.

Wenige Tage, bevor die Bänder des Richtkranzes über dem Gebälk des Dachstuhles flattern sollten, erfuhr er aus der Zeitung, daß die Gesellschaft Bankerott gemacht hatte. Er war gewissenlosen Betrügern in die Hände gefallen und hatte sein Geld bis auf einen jämmerlichen Rest verloren. Der Tag, der ihm hierüber Gewißheit brachte, war der grauste seines Lebens. Er kam nicht zum Dienst, und seine Freunde befürchteten bereits das Schlimmste. Aber nach drei Tagen saß er wieder an seinem Platz.

Er hat jedoch, über das, was ihn betroffen hatte, nicht zu sprechen. Nur einmal erwähnte er selbst das Vorkommnis dem Vertrautesten von ihnen gegenüber.

„Es liegt ein Fluch auf meinem Leben", sagte er; „ich werde immer ein Kind der Sehnsucht bleiben. — Einmal aber," und ein trübes Lächeln lag um seinen Mund, „wird sie doch ihre Erfüllung finden; einmal werden vier Fuß Erdbreite mein Eigen sein. Glaube mir, diese Gewißheit könnte mich beinahe glücklich machen."

Es war wirklich, als läge ein Fluch auf seinem Leben, denn selbst diese, so gewisse Hoffnung sollte ihn noch trügen! Als er ein Jahr darauf während seines Urlaubs auf Amrum eine Segelpartie machte, kam ein Sturm auf, und das Segelboot ging unter. Sein Leichnam wurde nie gefunden. Dies wäre Adam Adidros größte Enttäuschung gewesen; er hat sie, gottlob, nicht erlebt.

Ein Gang durch die Reben.

Herbstliche Skizze von A. Walter-Kottenkamp.

In den deutschen Reben ist die Weinlese nun zu Ende. Der süße Most ruht in den Fässern; noch eine kurze Weile, und er wird ungeberdig werden. Ist „der Winzer Schutzherr Kilian" so gnädig gewesen, wie es den Anschein hatte, dann hat es dieses Mal einen hochpreislichen Jahrgang von erlesener Güte gegeben.

Besinnlich ein Gang über abgeernteter Weizenfelder, wenn die wogende Pracht glücklich in den Scheunen geborgen ist. Noch besinnlicher ein Gang durch die Rebberge, wenn die Weinlese vorüber ist und das Auge voll tiefer Dankbarkeit auf den leeren Rebstöcken ruhen kann. Herbstliche Vollendung der Gottesnatur, die im Begriffe ist, die verdiente Winterruhe zu beginnen.

Wer mag wohl der erste Weinbauer auf der Welt gewesen sein? Das älteste Geschichtswerk, das wir haben, die Bibel, sagt es uns: der Erzvater Noe. „Nach der Sündflut fing Noe an, als Ackersmann die Erde zu bebauen, und er pflanzte einen Weinberg." Merkwürdig, wie Noes Lebensschicksal mit Armenien und dem Ararat in Verbindung gelangt sind, den zweigipfeligen Berg an der Grenze von Rußland, Persien und der Türkei, wo die Arche stehen blieb. Die Kultur des Weinstocks stammt denn auch erwiesenermaßen aus Vorderasien, aus der Gegend südlich vom Kaspischen Meer, Armenien und Persien, wo die Wildrebe mit armdicken Stengeln bis in die Wipfel der himmelhohen Berge steigt, dort ihre Ranken von Krone zu Krone schlingt und mit ihren schwerhangenden Trauben den Wanderer lockt. Seit Noes Zeiten galt Palästina als vorzügliches Weinland; der Wein wird schon als Gabe des Melchisedech an Abraham erwähnt, in dem Segen Isaaks und in der Weissagung Jakobs. Vom Bache Escol im gelobten Lande Kanaan brachten die Kundschafter dem Moses eine gewaltige Traube mit, zum Beweise für die Fruchtbarkeit des Landes; sie mußten sie auf einer Stange tragen, so üppig war sie. Auf alten Münzen erscheint die Traube geradezu als Symbol Palästinas, und es galt im biblischen Volke als das Ideal bürgerlich behäbigen Glücks, friedlich unter seinem Weinstock und Feigenbaum sitzen zu können. Heute ist infolge der jahrhundertelangen Herrschaft der Moslemin der Weinbau in Palästina stark zurückgegangen; den strenggläubigen Söhnen des Propheten sind alle berauschenden Getränke verboten, — aber man weiß nicht erst aus Karl May, mit welchen geschickten Begründungen manche von ihnen das Verbot listig zu umgehen wissen.

Bei den alten Griechen und Römern stand der Rebbau in hoher Blüte. Das wissen wir aus Homers Odyssee und aus den Schriften des Plinius, der vom Duft der Rebe begeistert schrieb, daß er von keinem anderen Wohlgeruch der Welt übertroffen werde. Die Römer brachten den Weinbau in die nördlichen Gebiete Germaniens und pflanzten Reben an den sonnigen Hügeln des Rheins, der Mosel und der Donau entlang. Daß das kunstgerechte Beschneiden der Reben nicht einfach ist und gut verstanden sein will, haben schon die Römer gewußt, wie uns ihre zeitgenössischen Schriftsteller erzählen. Wohl einer der ältesten, größten und schönstgezogenen Weinstöcke findet sich in Hampton-Court bei London; er wurde 1786 gepflanzt und hat in guten Jahren schon bis zu 2500 Trauben geliefert, die für die Tafel des Königs in Windsor und Buckingham bestimmt sind.

*

Wie verschieden die Naturweine sind, weiß jeder, der die herrliche Blume und den vollen Geschmack der Rheinweine, die liebliche Anmut der Moselweine, das Feuer der fränkischen Stein- und der Burgunderweine kennt. Der Ungarwein ist kräftig und hat einen eigenartigen Brotgeschmack; der kalifornische Wein schmeckt nach Erde, ähnlich dem Regensburger Donauwein. Auch die Südweine haben besondere Geschmackswirkungen, teils süße, teils herbe, wie der Portwein (aus Portugal), die spanischen Malaga, die Alicante, die italienischen Lacrimae Christi (am Vesuv) und Asti spumante (der italienische Schaumwein). Die griechischen Samos- und die Palästinaweine sind vortreffliche Süßweine. Mit dem Erstarken des nationalen Bewußtseins in Deutschland ist der Verbrauch an Auslandsweinen erfreulicherweise stark zurückgegangen, eine fühlbare Erleichterung für die deutsche Zahlungsbilanz und damit für die Währung, hoffentlich auch eine entschiedene Hilfe für den deutschen Weinbau.

Denn so köstlich und mitunter süß der Wein schmeckt, so herbe und sauer ist des Winzers Dasein. Oft macht eine einzige Frostnacht oder ein Hagelwetter von wenigen Minuten die fleißige Arbeit eines ganzen Jahres zunichte. Nirgendwo sonst in der Landwirtschaft richten bösartige Schädlinge so viel Unheil an und müssen soviel kostspielige Mühen zu ihrer Bekämpfung verwendet werden. Ist der Herbst gut und reichlich ausgefallen, dann sind die Weinpreise meist nur geringfügig und enthalten nur einen kümmerlichen Lohn für des Winzers harte Jahresarbeit. Sind die Preise auskömmlicher, dann ist es fast immer das Zeichen dafür, daß die Erträgnisse der Weinlese mengenmäßig ganz gering ausgefallen sind und nur wenig Angebot auf den Markt kommt. Vor einigen sieben oder acht Jahren ist es einmal vorgekommen, daß die Winzer in den Moseltälern rebelliert haben, um auf den unerträglichen Steuerdruck aufmerksam zu machen; aber daß die Winzer in den anderen Gegenden nicht das gleiche taten, hatte nicht daran gelegen, daß es ihnen wesentlich besser gegangen war, als ihren Berufs- und Schicksalsgefährten an der Mosel. Hoffentlich bringen den deutschen Winzern so kräftige Maßnahmen, wie sie in diesem Spätsommer durch den „Tag des Weines" ergriffen wurden, die ersehnte Hilfe.

*

Der Wein ist ohne Zweifel das edelste und herrlichste Getränk, das bei mäßigem Genuß die Tätigkeiten aller Organe des Körpers mächtig, doch flüchtig erregt und wegen seiner, den ganzen Organismus belebenden Kraft in vielen Fällen auch ein durch nichts zu ersetzendes Heilmittel ist. Das Lob des Weines ist von den Dichtern schon bis zum Ueberdruck verkündet worden, und auch die Heilige Schrift bleibt darin nicht zurück. Der Psalmist (103, 15) behauptet von ihm, daß er das Herz des Menschen erfreue, und im Buche Ecclesiastes (9, 7) heißt es: „Trinke deinen Wein mit Freuden." Christus der Herr spendete ihn durch ein Wunder seiner Allmacht den Gästen auf der Hochzeit zu Kana; er trank ihn mit den Aposteln und deutete sogar an, daß auch im künftigen Leben eine Art geheimnisvoller Genuß des Weines erfolgen werde, indem er ihnen sagte: „Ich werde von nun an nicht mehr trinken von diesem Gewächs des Weinstocks bis zu jenem Tage, da ich es neu mit euch im Reiche meines Vaters trinken werde." (Matth. 26, 29). Der Wein ist ein so edles Getränk, daß er vom Erlöser gewürdigt worden ist, zum Symbol des höchsten geistigen Genusses gewählt zu werden. Der Heiland vergleicht sich aber in dem Gleichnis von dem Weinstock auch selbst mit diesem edlen Gewächse und alle seine mit ihm verbundenen Jünger mit den Reben; er deutet zugleich hin auf die erhabene Bestimmung, welche dieser Pflanze zuteil werden sollte, in ihrer Frucht die Materie des heiligsten aller Geheimnisse zu liefern, so, wie er in ähnlicher Weise sich früher das vom Himmel herab gekommene Brot genannt hatte.

Herrlich und von idealer Auffassung sind die Worte des Kirchenvaters Ambrosius: „Nichts Köstliches gibt es als den Duft der blühenden Rebe . . . Wer staunt nicht, daß aus dem kleinen Samen der Weinbeere ein Rebstock hervorwächst, der bis zur Wipfelhöhe eines Baumes sich emporrangt, ihn kosend mit Hilfe der Ranken umschlingt, mit Laub bekleidet und mit einer Traubenkrone bekränzt. Ein Vorbild für unser Leben senkt er zuerst die lebenspendende Wurzel in den Boden, sodann umfaßt er, weil von Natur aus schwächlich, mit seinen Ranken und Armen alles, was er erreicht und schwingt sich in die Höhe. Ihm gleicht das Volk der Kirche, das mit der Wurzel des Glaubens gepflanzt, mit dem Senker der Demut herangezogen wird. Was gibt es Herrlicheres zu sehen und Süßeres zu pflücken, als das hängende Traubengewinde, das Schmuckband des Geländes zu lesen. Hyazinthenes Edelgestein glaubt man, Indigoblau leuchten, den Glanz von Weißperlen blitzen zu sehen." (Exam. III, 12, 49 und 52).

Vor dem unmäßigen Genuß des Weines haben nicht erst die neuzeitlichen Enthaltsamkeitsvereine gewarnt. Schon in den praktisch abgefaßten Weisheitssprüchen Salomons, durch die der König den Jungen und Unerfahrenen seines Volkes Richtlinien und Ratschläge für die Lebensführung geben wollte, heißt es:

„Wer hat Wehe? Wessen Vater hat Wehe?
Wer hat Händel?
Wer fällt in Fallgruben? Wer hat Wunden um nichts? Wer trübe Augen?
Nicht die, die bei dem Weine sitzen
Und fleißig die Becher leeren?
Sieh den Wein nicht an, wenn er so gelblich funkelt?
Wenn im Glase seine Farbe glänzt: er geht so glatt hinein:
Jedoch zuletzt beißt er wie eine Schlange.
Deine Augen werden seltsame Dinge schauen
Und dein Herz wird Verkehrtes reden.
Du wirst sein wie einer, der auf dem Meere schläft
Und wie ein eingeschlafener Steuermann, dem das Ruder entfallen ist.
Und du wirst sagen: Sie haben mich geschlagen, Aber es hat mir nicht wehe getan.
Wann werde ich aufwachen? Werde ich auch wieder Wein finden?

Mit soviel prunkvoll rauschender königlicher Würde den Rausch zu schildern, — wer unter uns armseligen Schreiblingen wollte sich des erkühnen?

Neue Bücher.

Das geweihte Krautbund. Von Hugo Cramer. Verlag F. Schöningh, Paderborn.

Der poetische Titel knüpft an die am Tage Mariä Himmelfahrt übliche Kräuterweihe an, hat aber mit dem eigentlichen Inhalt des Büchleins nichts zu tun. Der Verfasser gibt nämlich eine Uebersicht über die gebräuchlichsten heimischen Arzneikräuter und die Heilwirkungen, die der Volksmund ihnen zuschreibt. Die Auskunft ist, obschon sie gedrängt gegeben wird, erschöpfend und genügt für den Hausgebrauch, für den sie gedacht ist.

Dr. Wittry, Die Rest, Medizinisches aus Konnersreuth. Saarbrücker Druckerei und Verlag.

Ein Arzt nimmt Stellung zu dem Problem Therese Neumann. Er bemüht sich kritisch und objektiv, wenn auch mit gewisser Sympathie, den Fragen um die Stigmatisierte auf den Grund zu gehen. Die Schrift ist ein interessanter, wenn auch nicht abschließender Beitrag zu dem Problem, das die Jungfrau von Konnersreuth den Aerzten und den Theologen stellt.

K.

Landsommer

Roman von Felix Meyer.

Nachdruck verboten.

7)

Auf der Treppe fiel ihm ein, daß er sich heute mit den Oberförster zu einem Pirschgang verabredet hatte. Dieser Mann war einer von den wenigen, die ihn nicht verlassen hatten. Und obwohl er ihn schon öfter besucht, immer war er von der gleichen Freundlichkeit gewesen.

Schnell kehrte er um, zog sich feste Stiefel an und griff zu dem Drilling, den Ruth ihm für die Jagd aus dem Gewehrschrank des Vaters zur Verfügung gestellt hatte. Dann machte er sich auf den Weg.

Der Regen hatte nachgelassen, aber die einsamen Feldwege waren noch sehr weich. Es war kein gemütliches Wandern. Aber Bernd war doch froh, der bedrückenden Atmosphäre des Hauses entronnen zu sein. Wie eine Befreiung überkam es ihn, und erst hier draußen konnte er die ganze Mißstimmung ermessen, die in jüngster Zeit die Gemüter belastete.

Die Ruth . . . Ach wenn sie ihn wirklich geliebt hätte, wie sie es ihn hatte glauben lassen, sie hätte ihn auf diesem seinem schwersten Weg nicht verlassen dürfen. Auch sie hatte ihn der Feigheit beschuldigt, obwohl sie ihre Meinung nicht in Worte gekleidet hatte.

Bernds Augenbrauen zogen sich drohend zusammen. Aber es war wohl auch nicht jedermanns Sache, seine Wege zu gehen. Und besonders einem schwachen Weibe durfte man nicht allzuviel zutrauen. Aber so sehr er sie auch zu entschuldigen suchte, ein leichter Stachel der Bitternis blieb doch zurück.

Oder war ihre Art mehr als ein Schmollen? . . . Bernd fühlte wie ihm das Herz schneller schlug. Und fast ängstlich drängte er seine Zweifel fort.

Ah, hier war es gewesen, wo er sie in den Armen gehalten. O, die betörend schönen Erinnerungen . . .

Nein, er durfte sich von weichlichen Gefühlen nicht unterkriegen lassen. Noch nie hatte ein Mann durch bloßes Träumen gesiegt. Das Erlösende in aller Bedrängnis war die harte Tat — —

Zwischen den Stämmen des Buchenwaldes lag Düsternis. Es war schon empfindlich kalt. Aber Bernd mußte seinen Mantel öffnen, so eng wurde es ihm. Er hätte sich gefreut, kämen jetzt Blitz und Hagelschlag vom Himmel geprasselt, und er wäre selbst unbeirrt weitergegangen, hätten sich auch Steine dazwischengemischt.

In der Ferne blinkten Lichter. Es waren die erhellten Fenster des Forsthauses. Ah, und die Lotte wohnte auch darin . . . Sie war ihm in letzter Zeit immer so merkwürdig vorgekommen. Nun, mochte sie. Er konnte es schließlich auch nicht allen recht machen. Der Gerda nicht, und der Lotte nicht. Er liebte die Ruth vom ersten Augenblick, wo er sie gesehen. Aber auch nicht bedingungslos. Er war kein Starrkopf und alles eher als kleinlich. Handelte es sich aber um Fragen grundsätzlicher Art, dann ging es auch bei ihr auf Biegen und Brechen . . .

Lotte stand an dem Hundezwinger, als er den Hof betrat. Sie war sehr höflich, fast zu höflich wie es Bernd manchmal schien. Aber warum sollte er ihr ausweichen. Er hatte ihr nichts getan.

In dem Zwinger war ein großer, schwarzer Hund.

„Nanu", stutzte Bernd. „Was ist das denn für einer?"

„Ein Neufundländer! Vater soll ihn erziehen. Er gehört dem Baron von Grimmelshagen. Uebrigens ein gefährliches Tier. Er ist erst zwei Tage bei uns und hat sich noch nicht gewöhnt."

„Der Hund gefällt mir." Bernd lockte ihn. Aber nur ein drohendes Knurren war die Antwort.

Lotte öffnete vorsichtig die Tür, um ihm sein Futter hereinzureichen. Bernd schaute ihr interessiert zu. Da hörte er Schritte. Und als er sich wandte, sah er vom Waldrande eine dunkle Gestalt näherkommen. Sie kam Bernd so merkwürdig bekannt vor. Ein peinlich unangenehmes Gefühl bemächtigte sich seiner. Wer mochte das sein . . . ah, doch nicht etwa . . . nein, das war doch nicht möglich . . . das wäre doch . . . Aber warum sollte es nicht so sein . . . Wahrhaftig, es war Kurt Brandt. Er erkannte ihn jetzt ganz deutlich. Bernd schaute nach rechts und links, ob es nicht eine Möglichkeit gab, unterzutauchen . . . Es war nur eine ganz natürliche, aber ungewollte Regung, die er sogleich wieder unterdrückte. Es wäre ja auch lächerlich gewesen . . . Hatte er denn Grund auszuweichen? . . . Nein . . . höchstens der andere . . . Ja, und wenn der nicht ausweichen wollte, mochte er kommen . . . Bernd wandte ihm den Rücken zu.

„Guten Abend, Fräulein Lotte! Sie haben mich zu einer üblen Stunde hergebeten. Das Wetter ist miserabel. Aber was tut man nicht schon, wenn eine junge Dame befiehlt. Und ich wollte mich auch bedanken, daß Sie mein Entschuldigungsschreiben mit einer Einladung beantwortet haben." Jetzt stutzte Kurt. Er hatte in dem andern Bernd erkannt. Er verfärbte sich.

Bernd übersah ihn ganz.

„Aeh, äh, Fräulein Lotte, ich bin überrascht sozusagen . . . Ich habe nicht gewußt, hier diesen Herrn zu treffen . . . Es ist mir höchst peinlich . . ."

„Mir auch sozusagen", spottete Bernd.

„Aeh, kann ich verstehen . . . äh . . . Wenn man durch gewisse Leute an seinen Heldenmut erinnert wird . . ."

„Es scheint mir keine besondere Heldentat, eine Forderung von Ihnen anzunehmen . . ."

Lotte, die jetzt erst aus dem Zwinger kam, blieb vor der geöffneten Tür wie gebannt stehen, eine so drohende Haltung nahmen die beiden ein. Sie hielt beide Hände auf das Herz gepreßt und die Lippen fest geschlossen. Ihre Augen brannten in heimlichen Feuer. Da war ja schon die Situation, die sie so herbeigesehnt und mit so viel List zustande gebracht hatte. Da standen sich endlich die Männer, die sie beide an Ruth verraten hatten, wie zwei Kampfhähne gegenüber. O, wie interessant! Nun mochten sie sich jeder den verdienten Teil verabreichen."

„Sie nehmen das augenblicklich zurück", drohte Kurt und trat einen Schritt näher.

„Ich bin bereit, meine Aussage zu wiederholen . . ."

Klatsch . . .

Bernd hatte das kommen sehen. Der Faustschlag traf anstatt seines Kopfes den linken Oberarm. Er wollte gerade zu einem furchtbaren Boxerhieb ausholen, als es wie eine schwarze Bombe zwischen sie platzte.

„Hilfe! . . . Hilfe! . . ." schrie Lotte, die schon am Boden lag in verzweifelter Angst. „Hilfe, der Hund, o, der Hund . . . Hiiilfe! . . ."

Bernd war eine Sekunde verwirrt, so unerwartet war der riesige Köter über sie gekommen. Sein Sprung war so heftig gewesen, daß er noch über Lotte hinweg in den Hof kugelte. Mit bleckendem Gebiß und glühenden Augen stürzte er erneut auf die Schreiende, die ihn besonders zu reizen schien. Bernd, der sich schon wieder in Gewalt hatte, sah Kurt Brandt noch in eiligen Sätzen auf das Haus zueilen, bevor er sich dem Hunde entgegenwarf. Ein wüster Kampf entbrannte, bei dem sich Lottens Gekreisch mit dem dumpfen Knurren und dem wütenden Aechzen Bernds vermischte. Mit eisernem Griff hielt er die Gurgel des Hundes umklammert und drückte ihm das rechte Knie in den Bauch. Der Hund machte verzweifelte Anstrengungen. Wehe, wenn er den Kopf frei bekam. Dann war es um Bernd geschehen. „Hilfe . . . Hilfe . . .!" schrie Lotte wieder. Bernd preßte und preßte. Eine ungeheure Wut trieb ihn Stahlschauer durchs Blut. Was, dieser schwarze Teufel wollte ihm ans Leben . . . Nein, noch war seine Stunde nicht gekommen . . . „Warte du . . . Warte, d . . . da . . ." Wie ein einziger, zusammengeballter Muskelberg, die Sehnen bis zum Zerreißen gespannt, die Stirnadern geschwollen bis zum Bersten hockte Bernd auf dem Ungeheuer, das gleichfalls mit seiner ganzen großen und geschmeidigen Kraft um sein Leben kämpfte. Aber auch Bernd rang um das seine und immer neue, wilde Wutausbrüche rissen das Letzte an Energie heraus aus seinem stahlhart trainierten Mannestörper. Schließlich fühlte er, wie die wilden Zuckungen des Tieres nachließen, sah, wie ihm die Augen aus den Höhlen traten und die Zunge schlaff aus dem Halse heraushing. Da erhob er sich mitsamt dem Tiere und schleuderte es mit letzter Kraft in den Zwinger hinein. Schnell schloß er die Tür. Dann wurde es ihm schwarz vor den Augen.

„Herr Doktor . . . Herr Doktor . . .", rief Lotte, die sich inzwischen erhoben und wie gelähmt dem furchtbaren Kampfe zugeschaut hatte, in erneuter Angst, als sie ihn wie leblos am Boden liegen sah. Sie neigte sich ihm zu und netzte ihm die Augen und Stirn mit dem klaren Regenwasser, das in einer Pfütze gleich neben ihr sich angesammelt.

Bernd schlug wieder die Augen auf. Es war nur ein kleiner Schwächeanfall gewesen, die Reaktion auf seine übermenschliche Anstrengung, die ihn für Sekunden hatte zusammenbrechen lassen. Das Bewußtsein hatte er nicht verloren.

Langsam erhob er sich. Wie sah er aus. Sein Anzug hing ihm in Fetzen vom Leibe. Von allen Seiten war er mit Dreck beschmiert.

„Da ist ja Blut", sagte Lotte weiß wie ein Linnen und deute auf seinen linken Aermel, aus dem es rot tropfte.

Ueber den Hof kam eine Gestalt. Kurt Brandt. „Ist er weg . . .", lächelte er verlegen.

Und noch eine zweite Gestalt erschien mit dem Gewehr in den Händen. Es war der Oberförster. „Was ist denn los?" fragte er erstaunt.

„Der Hund . . . ." ereiferte sich Kurt Brandt. Er kam plötzlich aus dem Zwinger gestürzt, überrannte Fräulein Lotte und ich eilte sogleich davon, Sie zu holen."

„Wo ist er?" fragte der Oberförster erbleichend.

„Im Zwinger", sagte Bernd.

„Haben Sie ihn allein bezwungen?" fragte der Hausherr bestürzt.

„Es war schrecklich, Vater! Lottes Stimme zitterte. Ihr ganzer Körper fing an zu beben, jetzt, wo die Gefahr vorüber war. Und sie schämte sich furchtbar in dem Gedanken, daß sie selbst dieses Ereignis verschuldet. Und ihr Herzschlag stockte, wenn sie daran dachte, was hätte werden können. Eines wußte sie jetzt schon: Nie mehr in ihrem Leben würde sie einer Racheregung nachgeben. Diese schrecklichen Minuten hatten sie für immer geheilt.

„Sie haben also Herrn Brandt bestellt, obwohl Sie wußten, daß ich heute kam?" wandte sich Bernd plötzlich an Lotte.

Sie senkte verwirrt den Kopf.

Da schritt Bernd schweigend davon und wandte sich auch nicht mehr, als Lotte und auch ihr Vater ihn mehrmals zurückriefen.

— — — — — — — — —

Neuigkeiten.

Auf Lichtenau brannte schon die Heizung. Wohlige Wärme durchströmte das ganze Haus.

Es war nachmittags, als Ruth das Zimmer ihres Bruders betrat. Der saß mit Gerda in holder Eintracht an seinem Arbeitstisch. Sie schrieben Einladungskarten für den Geselschaftsabend am kommenden Sonntag. Ruth trat näher heran und ließ die Karten mit spielerischem Interesse durch die Finger gleiten.

„Sind das alle?" fragte sie.

„Ich denke doch," sagte Herbert.

Ruth war nachdenklich. „Da fehlt ja noch Kurt Brandt! . . . Oder habe ich ihn übersehen? . . . Sie hatte heimlich immer schon auf eine Gelegenheit gehofft, Bernd und Kurt gegenüberzustellen. Da würde ein Zusammenstoß unvermeidlich sein und sich die unangenehme Angelegenheit von selbst bereinigen. Wenn Bernd dann wirklich Mut hatte, konnte er ihn ja unter Beweis stellen.

„Was habt ihr?" forschte Ruth verwundert, „Wir können Kurt Brandt doch nicht übersehen . ."

Keine Antwort.

Ruths Verwunderung wuchs.

„Nein, es geht nicht", sagte Gerda schließlich. „Weißt du denn nicht? . . ."

„Was ist denn?"

„Na, der Kurt hat sich dermaßen blamiert, daß es wohl besser ist, ihn vorläufig nicht mehr einzuladen . . ."

Ruth machte große Augen.

„Ja, ja", fuhr Gerda durch ihre Art angeregt fort. „Er hat mit unserm Doktor einen Zusammenstoß gehabt . . ."

„Was sagst du . . .? Ruth mußte sich setzen, so eigenartig wurde ihr. „Erzähle, nun erzähle doch!" drängte sie die Schwester dann fast heftig.

„Ich wundere mich, daß du es noch nicht weißt. Die Geschichte ist schon in der ganzen Gegend herum. Stell dich doch nicht so dumm . . ." Und Gerda maß sie mit zweifelndem Blick.

„Nein, wirklich, ich weiß nichts!" beteuerte Ruth. Und ihr ganzes Wesen bekräftigte ihre Worte.

Da lachte Gerda laut auf. Es machte ihr Freude, der Schwester mit dieser Neuigkeit aufzuwarten. Und sie erzählte den Vorfall im Försterhause mit ihrer ganzen jugendlichen Begeisterung. „Und dieser Held, der eine junge Dame in gräßlicher Not läßt, um sein eigenes kostbares Leben in Sicherheit zu bringen, wollte unsern Doktor in den Verruf der Feigheit bringen . . ." fuhr sie fort. „Aber jetzt glaubts keiner mehr! Alle Leute stellen sich auf seine Seite und Kurt Brandt hat sich schrecklich blamiert . . ."

Der Fähnrich von S.

VON ERICH PFEIFFER-BELLI

Es ist gut, jetzt unter den Augen der dunklen Blumen auf meinem Tisch an den Tod zu denken und heute, nach vielen Jahren, von einem Menschen erzählen zu müssen: über sein Grab, über den kleinen, steilgeschichteten Erdhügel hin, am Rande des Buchenwäldchens, gegenüber dem großen Honack in den Vogesen.

Das Grab gehört dem Fähnrich von S. Vor drei Jahren brachte mich eine Fußwanderung durch das Elsaß fast zufällig wieder in jene Gegend, und ich fand, da irgend etwas mich trieb, zu suchen, von der weißen Landstraße abbiegend, unter Brombeerranken, Farren und hohem, hartem Sommergras das silbriggraue Holzkreuz rissig und ein wenig splitternd, aufgerauht von Tau und Regen, Waldwind und Schnee. Nicht erst hier fiel mir, dem Rastenden, der Fähnrich wieder ein, er war mir oft durch den Sinn gegangen. Nun zwingt mich etwas, von ihm zu schreiben, damit die Gedanken, die außer mir keiner kennt, nicht verloren gehen. Der Tag heute war so hell, der Himmel unendlich hoch und alles voll Frieden. Die Dunkelheit kommt aus dem Abend. Im tiefstehenden Rauch der Nacht, über den Wiesen vorm Fenster, ist der Mond eine große rote Scheibe. Der Wald drüben ist eine schwere, dunkle Wand, rein und kühl weht es von ihm herüber. Langsam kommen die Sterne, immer mehr Sterne über das Gewölbe gezogen, silbern tropft es herab und hält das Dunkel auf über den Wiesen, den Feldern und streut zitternde Helle in die scheinbare Undurchdringlichkeit des Waldes.

So still war es auch damals, als der Fähnrich von S. von einem wochenlangen Lazaretturlaub zu uns zurückkam, an die Front im Westen, nach den Vogesen. Der Fähnrich hatte vor etwa einem Vierteljahr bei einem Nachtangriff einen Knieschuß erhalten, wir hatten ihn zurücktragen können, man holte ihn ab und jetzt war er wieder hier. Den meisten von uns wäre es wohl nicht aufgefallen, wenn er den Weg aus dem Lazarett nicht zurückgefunden hätte, so unauffällig, still und fast lautlos hatte er sich unserer Gemeinschaft eingefügt: ein schmaler, brauner Mensch von hohem, knabenhaftem Wuchs. Er war irgendwo in Ostpreußen zu Hause, irgendein Zufall hatte ihn zu unserem süddeutschen Regiment verschlagen. Ich selbst war zwei Jahre in Ostpreußen gewesen, so ergaben sich Berührungspunkte und der junge S. schloß sich mir an. Wir standen an Abenden, die diesem, an dem ich dies schreibe, glichen, hinter der Brustwehr des Grabens, es war still, der Wind ging aus Osten, nicht einmal das ewige, das dumpfe Grollen von den nördlicheren Abschnitten war zu hören. Wir sprachen von Ostpreußen, es waren keine langen, zusammenhängenden Gespräche, es fielen nur immer ein paar Worte, Andeutungen, aber das genügte uns. Er war nicht das, was man einen gebildeten Menschen nennt, er hatte kaum etwas gelesen, aber er ließ sich von mir geben, was Freunde mir an Büchern schickten, und wenn er ohne Dienst war, las er. Jetzt erinnere ich mich wieder, daß seine Augen manchmal einen merkwürdig fernen Glanz hatten, wenn er mir eines der Bücher zurückgab, er stellte sich dann noch eine Weile in meine Nähe, ohne etwas zu sagen. Wolken gingen über uns hin, es raschelte leise in den Blättern, im Farnkraut und in den langrankigen Brombeersträuchern. Es war Sommer, wir dachten an die Heimat, wir waren Freunde.

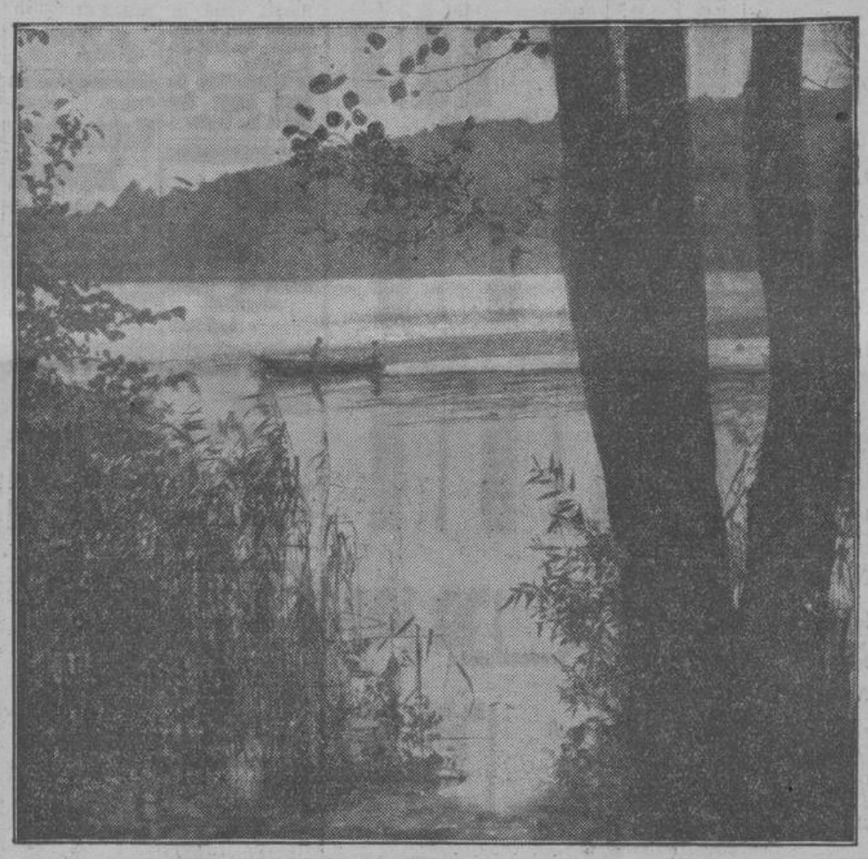
Dann kam jener Angriff, eine kleine, nicht bedeutende Gefechtshandlung, und der Fähnrich, den wir — nach ausgeführtem Befehl — zurückbrachten, war der einzige Verletzte der ganzen Unternehmung gewesen. Wir hatten seine Hose aufgeschnitten, sein Knie war zerschossen, das Blut floß anfangs schwer, schwarz und langsam aus dem hohen Stiefel. Das Gesicht des Fähnrichs war unter der Bräune etwas blasser, die Augen groß und müde, sahen still und ein wenig fremd zu mir auf. Dann versiegte das Blut und als die Sanitäter ihn holten, schlief der Fähnrich. So hatten wir nicht Abschied genommen, hatten auch nichts voneinander gehört. Juni und Juli waren ruhig an unserem Abschnitt gewesen, und nun ging der August übers Land, ein feiner, brauner Schimmer im Laub der Bäume kündete vom Kommen des Herbstes, Marienfäden flogen durch die Luft und die großen Netze der Waldspinnen hingen lang und schwer voll Tau. Ich war in K. gewesen, zwei Tage vor Urlaub, um den durchreisenden Bruder zu sehen, hatte vor dem Gasthaus des Städtchens auf der Straße gesessen, hellen Landwein im Glas, den Blick auf die Waldberge im Westen. Es war wie im Frieden, es roch nach der zweiten Heumahd im Jahr und ein Brunnen ging rastlos durch die Dämmerung.

Als ich in der Nacht zur Stellung zurückkehrte, meldete sich der Fähnrich bei mir. Er hinkte ein wenig, aber er behauptete, das mache sich, und obschon ihm die Aerzte in F. anempfohlen hatten, noch zwei Wochen zu bleiben, war S. in den Zug gestiegen und stand jetzt schmal und braun, wie ich ihn immer gekannt hatte, vor mir. Vielleicht, weil mich die Tage in K. so seltsam verzaubert hatten (das Gespräch mit dem Bruder, das wie alle unsere Gespräche ohne Anfang und ohne Ende gewesen war), oder der Marsch durch den Wald, zur Rechten immer wieder der Blick hinab in die nächtliche Rheinebene, oder war's nur der Gesang des Brunnens, der mich an meine kleinstädtische Heimat in Hessen erinnerte — kurz, ich sah nicht, was nächsten Tags mich mit Erstaunen, ja Erschütterung erfüllte, die Wandlung im Gesicht des Fähnrichs.

Zuerst meinte ich, daß das lange Krankſein, die schmerzdurchpochten Nächte Schuld daran trügen; dann, daß die Auszeichnung, die S. erhalten hatte, jenes kleine, stolze, glückliche und doch demütige Glimmen in den Augen mit sich geführt und dort zurückgelassen hätte. Aber ich fragte nicht, obgleich wir uns Du sagten und also die Frage nicht schwer gewogen haben würde. Ich blieb still, wie auch der Fähnrich von S. still blieb, bis zu jenem letzten Augustabend, an dem er mir zur Seite tretend, plötzlich die Hand auf meinen Arm legte und zu sprechen begann. Er sprach zuerst rasch und zusammenhanglos, wie mir scheinen mochte, der ich am Scherenfernrohr stand und versuchte, durch den aufsteigenden Bodennebel noch ein Stückchen der französischen Stellung zu sehen.

Er habe, so begann er, mehr in die Dunkelheit sprechend, die uns langsam einschloß, als zu mir, er habe ein paar Gedichte gemacht. Da wirklich nichts zu sehen war, nur Sterne immer dichter den Himmel bestickten, und nichts ans Ohr kam als der spitze, nie endende Bogenstrich der Heimchen, wandte ich mich dem Fähnrich zu. Eigentlich wollte ich lachen. Daß einer mit zwanzig oder zweiundzwanzig Gedichte machte, war kein Wunder und auch kein Grund, dieses Grabengespräch, unser erstes nach seiner Rückkehr, so zu beginnen, wie er es tat. Ich sah nun sein Gesicht im dunklen Silberlicht der Nacht. Der wehe Zug war wieder darin, der mich an einen steinernen Jünglingskopf erinnerte, den man im Mainzer Domkreuzgang ausgegraben hatte: Kuß und Biß eines großen übermächtigen Schicksals, Seligkeit und Schmerz riefen aus den Augen und dem dunklen geöffneten Rund des steinernen Mundes. „Liebe" dachte ich und tat errötend das halbbegonnene Lächeln weit von mir. „Liebe" und mir wurde plötzlich so weit ums Herz, ich dachte an den Blick in die Rheinebene, das ferne Wetterleuchten über dem Schwarzwald und den Gesang des Brunnens, der aus vier Röhren sein Wasser in das große Becken gab.

„Gedichte hast du gemacht?" fragte ich, und er nickte. „Irgend einer hat sie fortgenommen", sagte der Fähnrich ohne einen Ton des Vorwurfs, „und am Abend des nächsten Tages standen sie in der Zeitung, ohne meinen Namen, nur daß ein Fähnrich aus Ostpreußen sie gemacht habe. Bald hörte ich denn auch, wie gut die drei Gedichte gefallen hätten und daß ein Fragen in der kleinen Stadt begonnen habe, wer der Verfasser sei. Selbstverständlich habe ich geschwiegen, und dann kam auch bald die zweite Operation, neue Schmerzen und dann das langsame Heilen. An die Gedichte habe ich gar nicht mehr gedacht." Er schwieg.



Einsamer See

„Nun und?" fragte ich. Ich wußte, daß er den Weg über die Gedichte nur als Einleitung genommen hatte. Eine Sternschnuppe fiel rot in steilem Bogen, Licht mit Licht verbindend, von einem Stern zum anderen weit entfernten über unseren Köpfen. Wir beiden sahen sie, blickten uns flüchtig an, lächelten. Wir waren Freunde.

„Mit dem Stock durfte ich in den Garten des Krankenhauses und später weiter hinaus. Ganz in der Nähe lag das Schloß. Kennst du F?" fragte er mich und ich nickte. „Um den Schloßhügel breitet sich der Park, und wenn man ihn verläßt, durch eine kleine eiserne Tür, beginnt eine hohe Allee, sie steigt langsam an, kaum daß du es spürst und mündet ganz fern in den Wald. Hier ging ich nun, Tag für Tag, weil mich diese Straße mit ihren Kastanienbäumen, an denen schon die kleinen Früchte hingen, an zu Hause erinnerte. Und da war rechts plötzlich ein Gitter, gebildet aus hohen Lanzen, deren vergoldete Spitzen aus vergoldeten starren Quasten ragten und ein geschmiedetes Tor stand gegen das Grün der Bäume. Hinter dem Tor lag ein breiter Weg, mit gelbem Sand bestreut, und in der Nacht hatte es geregnet, und die Spur eines Wagens zog durch den Sand, die Kurve des Weges nach, und all dies: das Tor, der Weg und die Spur erfüllten mich mit einem plötzlichen Gefühl großen Glücklichseins. Ich dachte an daheim, an unseren Park, an meine Schwester, die noch ein Kind ist und das Haar offen über den Schultern trägt. Nur haben wir kein solch schönes Gitter, keinen gepflegten Weg, unser Park ist eine halbe Wildnis. Ich stand und schaute. Da kam ein Herr mit weißem Haar, er grüßte und ich grüßte zurück, und er fragte, ob ich nicht hineinkommen wolle, seine Blumen besehen, den Hundezwinger, oder ob ich vielleicht müde sei, ich könne ins Haus treten. Mariana werde sich freuen. Er klinkte das Tor rasch auf, gab mir die Hand, murmelte seinen Namen und brachte mich zum Hause. Von der Terrasse, die auf die alten Rosenflächen den Blick frei ließ, die sich in der Mitte senkten, sah man die breitschattenden Bäume, Blutbuchen und mächtige Linden. Auf der Terrasse kam uns Mariana entgegen. Ich will nicht viel von ihr sagen, du denkst sonst, ich gerate ins Schwärmen. Aber ihr Kommen hatte etwas von einem Theateraustritt, als seien ein paar unsichtbare Scheinwerfer auf sie gerichtet. Sie ging aber in ihrem eigenen Licht, in der Helligkeit ihres Jungseins. Sie lächelte, als wir uns die Hände reichten."

Der Fähnrich schwieg und blickte vor sich hin. Die Nacht flüsterte in den Bäumen, es war nicht Krieg, es war Stille und Frieden um uns.

Er war wiedergekommen, Tag für Tag, fuhr er fort. Oft hatte der Vater sie allein gelassen. Sie hatten einander gegenüber gesessen, waren durch die Zimmer gegangen, an dunklen Bildern entlang und vergoldeten Bücherrücken, sie hatte sich an den Flügel gesetzt, das Zimmer war weiß gewesen, wie in Dänemark die Zimmer alter Herrenhäuser, sagte der Fähnrich. Und dann fand Hand zu Hand im Blättern der Noten und Lippe zu Lippe, als der letzte Ton des Instruments lang noch ausdauernd verging. Das alles war nicht neu, es schien mir fast alltäglich, es war eben Liebe, nur Liebe, hätte ich fast gesagt, weil ich vielleicht, nach drei Jahren Krieg, kühler dachte. Aber dann war da wieder der Blick, diese neue Tiefe in den Augen des Fähnrichs und das Klagende um den Mund; Kuß und Biß des Schicksals, mußte ich denken, bittersüßes Glück. Dies war ja erst das Fertigwerden einer Welt, seiner Welt, in der die Liebe noch nicht gewesen war, weil vor sie der Krieg sich geschoben hatte, das Abenteuer und die Pflicht. Hier war einer zum Mann geworden, in Blut und Dreck, und hatte nichts von Liebe gewußt, und nun begann seine Welt neu und weit und wunderbar süß, und er mußte einem Menschen sagen, wie es dazu gekommen war. Dieser Mensch war ich. Muß man das Dankbarsein wieder lernen? Es kam langsam in mich zurück. Es war für den Fähnrich wie bei einer Geburt, etwas Neues, etwas Uraltes war gekommen, etwas, was Tausende erlebten, und das für jeden doch das Wunder aller Wunder war, Liebe, oder das Kind, oder der Tod. So schwieg ich beinahe betreten.

Mariana und er hatten auch von der Zukunft gesprochen, von etwas, das Frieden hieß und sehr fern und groß und schön war, und sie hatte angedeutet, daß sie heiraten würden. Aber dazu hatte der Fähnrich von S. geschwiegen, er wußte selbst nicht recht warum. Vielleicht, weil seine Zukunft noch Krieg hieß, und Ungewißheit und Pflicht. Weil er nur Mann zu sein hatte hier bei uns und dort drüben jenseits des Rheins nichts versprechen durfte. Er fand auch bei Mariana die Zeitung mit den Gedichten, sie zeigte ihm seine Verse, aber er sagte nicht, daß er sie geschrieben hatte, weil in ihnen etwas von einem Leben war, von dem sie nichts Rechtes wußte, und das ihn hielt und fallen lassen konnte, morgen, in drei Wochen, in diesem Augenblick. Aber hier, bei mir, an der lehmigen Brustwehr des Grabens, durfte der Fähnrich sprechen, alles sagen, seinen Jubel, seine Sehnsucht und ganz zaghaft auch seine Hoffnung auf Frieden und Erfüllung. Drüben, hinter dem Rhein, wo ich das blasse Licht der Blitze gesehen hatte, war er schweigsam gewesen, ein Mann, der nicht verspricht, was er vielleicht einmal nicht zu halten vermag. Hier war der Fähnrich, der Knabe voll Hoffnung, Sehnsucht und Ahnung.

Wir gingen spät auseinander. Drei Tage darauf, an einem trüben Septembermorgen, ging die Kompagnie zum Angriff vor. Ich hatte den Fähnrich von S. links von mir. Es fielen nur wenige Schüsse aus der französischen Stellung. Im Vorwärtslaufen trennte uns eine Geländesenkung. Als ich eine Stunde später meine Leute im eroberten Graben um mich sammelte, fehlte der Fähnrich. Wir fanden ihn, einen Schuß über dem linken Auge, auf dem Rücken liegend, tot. Sein Mund war halb geöffnet, als habe er in jähem Entsetzen zu schreien anheben wollen, groß und starr sahen die Augen in den Himmel.

Am Abend begruben wir ihn. Tags darauf kam ein Brief aus F., ohne Absender, ein schmaler, gelblicher Umschlag für den Fähnrich. Dann wieder einer und noch einer. Ich öffnete keinen. Der fünfte endlich trug den Absender, den Namen Marianas. Ich schrieb ihr und gab den Brief einem Leutnant mit, der nach F. fuhr, und der ihn dort ablieferte. Trotzdem kamen noch etwa zwei Monate lang mit Regelmäßigkeit Briefe an den Fähnrich. Ich habe sie zusammengebunden und an dem Morgen, da wir nach Norden aufbrechen mußten, habe ich sie in den schmalen Hügel eingegraben, der sich über dem Leichnam des Fähnrichs erhob.

Jetzt, Jahre später, im Angesicht der dunklen Blumen auf meinem Tisch und der gelben Birnen im bastenen Korb, zwingt mich die Erinnerung übermächtig, dies aufzuschreiben. Ich weiß nicht, ob Mariana diese Worte, diese Sätze liest, ob einer außer mir sich noch des Fähnrichs erinnert. Aber niemand weiß, ob die Toten nicht dankbar sind für ein paar Worte, in denen Wärme ist.

Der tanzende Schiwa

Von Kurt Miethe

Nachts gegen drei Uhr schrillte eine Klingel durch das Haus. Der Antiquitätenhändler Kramm fuhr verwirrt aus dem Schlaf und sah aus dem Fenster auf die Straße. Unten stand ein in einen dunklen Mantel gehüllter Mann, der ihm leise zurief: „Lassen Sie mich ein! Sie können das große Geschäft Ihres Lebens machen!" — „Rutschen Sie mir den Buckel herunter!" sagte Kramm. — „Ich habe die herrlichste Elfenbeinplastik der Erde!" sagte der Fremde. Kramm keuchte: „Ich mache auf", und zwei Minuten später ließ er den nächtlichen Besucher ein, nicht ohne ihn mit dem Revolver in Schach zu halten, Kramm war Liebhaber von Elfenbeinplastiken, und die Andeutung des Fremden, daß er eine solche in seinem Besitz habe, hatte ihn zum Oeffnen seiner Tür veranlaßt. Kramm streckte die Hand aus und sagte: „Was haben Sie für eine Elfenbeinplastik?" — „Eine indische Miniaturplastik, den tanzenden Gott Schiwa darstellend." Zitternd vor Erregung nahm Kramm das in Papier gehüllte Päckchen entgegen und öffnete es. Er machte begeistert „Ah", als er das Kunstwerk im Schein der Schreibtischlampe betrachtete.

„Wundervoll, wundervoll", murmelte er, „aber sagen Sie mal, warum haben Sie eigentlich eine Maske vorgebunden, alter Freund?" — „Weil ich nicht erkannt zu sein wünsche." — „Haha, sehr gut", erwiderte Kramm und sah den Fremden starr an. Sein scharfer Blick erkannte eine winzige Kleinigkeit: Neben dem rechten Auge des Fremden saß eine winzige kleine Warze, die durch die Maske nicht verdeckt wurde. „Was soll das Ding hier kosten?" fragte Kramm. — „Fünfhundert Mark". — „Fünfhundert!" schrie Kramm aufgeregt. Das „Ding" hatte mindestens einen Wert von zwanzigtausend Mark. — „Nun gut, vierhundert", sagte der nächtliche Besucher, der offenbar angenommen hatte, fünfhundert Mark sei zu hoch gefordert gewesen. Kramm bezahlte grinsend dreihundert und ließ den Mann mit der schwarzen Maske auf die Straße. Dann schloß er die Ladentür und setzte sich verzückt an den Schreibtisch, um die Plastik immer wieder von neuem zu betrachten. Erst gegen sechs Uhr früh ging er ins Bett, und erst gegen zehn Uhr stand er auf und klingelte nach der Morgenzeitung.

„Aha!" freute er sich, als er einen Blick auf die Schlagzeile getan hatte: „Riesiger Einbruch bei dem Kunstsammler Bareck! Berühmte indische Elfenbeinplastik geraubt! Wert dreißigtausend Mark."

Der Artikel schilderte genau den Ort der Tat, die einzelnen geraubten Gegenstände, deren wertvollster der tanzende Schiwa war, sprach in beredten Worten über den Schmerz des Kunstsammlers Bareck, den auch die Tatsache nicht trösten könne, daß sein Besitz hoch versichert sei. Kramm zog sich pfeifend an, rasierte sich säuberlich, zündete sich gemächlich eine Zigarette an und bestellte sein Auto, mit dem er zur Carola-Versicherungs-Gesellschaft fuhr. Hier bat er um eine Unterredung mit dem Direktor.

„Angenommen, Herr Direktor", sagt er, „Sie hätten eine Versicherungssumme von zehntausend Mark zu zahlen. Nun kommt jemand und sagt: „Das Geld können Sie sparen. Wieviel Belohnung würden Sie dem Mann geben?" — „Ich verstehe nicht recht." — „Sie verstehen sehr gut. Wenn der Jemand Ihnen nachweist, daß Sie die Summe nicht zu zahlen brauchen, was geben Sie ihm?" — „Fünfzehn Prozent." — „Na, sehen Sie! Und wenn der Wert zwanzigtausend Mark beträgt? Dasselbe, nicht wahr? Und wenn die gestohlene Sache dreißigtausend wert ist . . ."

Der Direktor sprang auf: „Wissen Sie etwa was von dem gestohlenen Schiwa?" — „wer weiß . . . Wollen Sie bitte einen Scheck über viertausendfünfhundert Mark ausschreiben . . .? Und wollen Sie versprechen zu schweigen . . .?" — „Wieso?" — „Schreiben Sie, Herr Direktor! Schreiben Sie! Und schweigen Sie!" — Der Direktor schrieb und schob Kramm den Scheck zu. Kramm griff in seine Manteltasche und stellte den tanzenden Schiwa auf den Schreibtisch. Der Direktor packte ihn erregt mit beiden Händen. „Wir sind Ihnen zu größtem Dank verpflichtet, Herr Kramm!" — „Macht bitte fast garnichts," erwiderte Kramm und steckte den Scheck in seine linke Brusttasche. „Guten Morgen." Kramm bestieg sein Auto und ließ sich zu dem Kunstsammler Bareck fahren.

„Morgen, Herr Bareck. Mein Beileid zu dem schmerzlichen Verlust, der Sie betroffen hat!" — „Ja, ist es nicht entsetzlich, Herr Kramm! Meine geliebte Elfenbeinplastik!" — „Seien Sie unbesorgt, Sie bekommen sie wieder!" — „Wie? Was? Wieso?" — „Diese Nacht war ein Dieb bei mir, der sie mir verkaufte. Ich mußte fünftausend Mark dafür zahlen. Ich zahlte jedoch gern, da ich ja wußte, daß Sie mir das Geld unbedingt wieder geben würden . . . Der Dieb hatte eine schwarze Maske auf. Tja. Leider saß die Maske nicht ganz fest. Die Augenschlitze ließen ein wenig vom Gesicht sehen. Der Dieb hatte eine kleine Warze neben dem Auge, oben an der Nasenwurzel. Genau an derselben Stelle, an der Sie auch Ihre kleine Warze haben, Herr Bareck . . . " Bareck knirschte heiser: „Was wollen Sie damit sagen?" „Ich?" fragte Kramm unschuldig. „Ich habe doch keine Silbe von Versicherungsbetrug gesagt. Oder haben Sie was gehört? Aber meine Zeit drängt. Wollen Sie mir bitte den Scheck über fünftausend Mark ausschreiben, lieber Herr Bareck?"

Wütend schrieb Bareck. Gelassen nahm Kramm den Scheck und steckte ihn zu dem ersten in die linke Brusttasche. „Der Schiwa wird Ihnen von der Versicherung ausgehändigt werden." — „Elender Bursche!" — „Wen meinen Sie damit? Den Schiwa? Das wäre eine Lästerung . . . Uebrigens, Herr Bareck, wenn Sie mal Zeit haben, besuchen Sie mich doch gelegentlich mal. Ich habe ein vorzügliches Mittel zur Warzenbeseitigung, das ich Ihnen gern mitteilen werde . . ." Dann aber beeilte sich Kramm hinauszukommen; denn Bareck begann gefährlich auszusehen. Und außerdem mußte Kramm doch auch noch vor der Mittagspause zur Bank. Um zwei bezaubernde kleine Schecks einzulösen . . .

Handel und Wirtschaft.

Berliner Börse.

× **Berlin**, 19. Oktober.

Auch heute stand der Rentenmarkt wieder im Mittelpunkt des Interesses. Die Ausführungen von Staatssekretär Reinhardt sowie die verstärkte Pflege des Rentenmarktes haben neue Anlagekäufe ausgelöst. Die Führung hatten wieder Altbesitzanleihe, die bei einem Umsatz von 0,25 Millionen 1,4 Proz. höher eröffneten und im Verlauf weiter 0,5 Proz. gewannen. Auch Industrieobligationen lagen fest. Vereinigte Stahl gewannen 0,5 Proz. Die umgetauschten Industrieobligationen waren fast durchweg 0,25 bis 0,5 Proz. höher.

Auflösung der alten Kalkverbände.

Die Deutsche Kalkbund GmbH. hat mit Wirkung vom 1. November d. J., der Verein deutscher Kalkwerke e. V. mit sofortiger Wirkung die Auflösung beschlossen. Zum Liquidator beider Verbände wurde Direktor Dr. Karl Coslich (Berlin) gewählt. Die Auflösung ist ermöglicht durch die im September v. J. unter Führung von Regierungsbaumeister a. D. Direktor Helmut Siemsen erfolgte Gründung des Reichsfachverbandes Kalk und seine kürzlich durch den Reichswirtschaftsminister vollzogene Anerkennung als Fachgruppe innerhalb der Wirtschaftsgruppe Steine und Erden. Der Reichsfachverband Kalk übernimmt nun, wenn auch nicht als Rechtsnachfolger, in den leitenden Herren die reichen Erfahrungen der alten Verbände.

Kürzung der Autohandelsrabatte?

Wie die „Kraftverkehrs-Wirtschaft" erfahren hat, soll zum Jahreswechsel eine Kürzung der den Kraftfahrzeughändlern gewährten Rabatte bevorstehen. Die Ermäßigung der Rabattspanne dürfte beim Höchstsatz voraussichtlich 2% betragen. Man glaubt, diese Kürzung vornehmen zu müssen, um zu verhindern, daß die Verkaufspreise infolge der Mehrkosten einiger Rohmaterialien erhöht werden. Trotzdem scheint eine Kürzung der Rabatte für den Handel nur schwer erträglich zu sein, zumal im Autohandel verhältnismäßig niedrige Rabatte gezahlt werden (im Höchstfall 23%).

Hanomag-Fabrikation

wieder für eigene Rechnung.

In der außerordentlichen Generalversammlung der Hannoverschen Maschinenbau-Aktiengesellschaft vorm. Egestorff A.-G. war ein Aktienkapital von 705 918 RM. vertreten, darunter 546 000 RM. durch den neuen Mehrheitsbesitzer, den Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation A.-G. in Bochum (Betriebsgesellschaft der Vereinigten Stahlwerke). Im Zusammenhang mit dem Mehrheitswechsel hat der Aufsichtsrat seine Aemter zur Verfügung gestellt. Bei der Neuwahl wurde das bisherige Mitglied von Karps (Hamburg) wiedergewählt; neu gewählt wurden Dr. von Flotow (Berlin), Fleck (Berlin), Dr. ing. h. c. Ernst Poensgen (Düsseldorf), Dr. Fritz Thyssen (Mülheim) und Dr. Albert Voegler (Dortmund).

Der Leiter der Versammlung, Rechtsanwalt Dr. Leveloh (Essen), bemerkte zu der beantragten Kapitalerhöhung, daß nach Verhandlungen mit der Hanomag, Automobil- und Schlepperbau GmbH, die unter Vermittlung des Treuhänders der Arbeit erfolgt seien, der mit der GmbH abgeschlossene Pachtvertrag am 31. Dezember dieses Jahres ablaufe. Demgemäß erhält die Hanomag Aktiengesellschaft am 1. Januar die verpachteten Betriebe zurück und nehmen dann die Produktion von Automobilen und Schleppern für eigene Rechnung wieder auf. Infolgedessen müßten der Gesellschaft erhebliche neue Mittel zugeführt werden. Es wurde daher beschlossen, das Grundkapital der Gesellschaft um 9,1 auf 10 Mill. RM. zu erhöhen. Die Ausgabe der neuen Aktien erfolgt zum Nennwert. Der Vorstand wurde ermächtigt, wegen Zeichnung der neuen Aktien zu verhandeln. Ferner wurde beschlossen, die bisherigen Vorzugsaktien in Stammaktien umzuwandeln.

Märkte.

Hamburger Schweinemarkt.

◇ **Hamburg**, 19. Okt. Auftrieb: 2640 Schweine. Es kosteten: a1) 50, a2) —, b) 50, c) 50, d) 46—50, e) —, f) —, g1) 50, g2) 45—50. Marktverlauf: flott, beste Schweine und Sauen bis 51 ℳ gefragt, Angebot in guter Ware völlig unzureichend.

Berliner Schlachtviehmarkt.

× **Berlin**, 19. Okt. Auftrieb: 1284 Ochsen, 573 Bullen, 1946 Kühe, Färsen, Fresser, 1907 Kälber, 3809 Schafe, 10233 Schweine. Es kosteten: Ochsen: a1) 38—40, a2) 38—40, b) 32—35, c) 28—31, d) 22—27; Bullen: a) 36, b) 32—34, c) 27—31, d) 22—26; Kühe: a) 33, b) 23—30, c) 17—20, d) 10—15; Färsen: a) 35, b) 30—33, c) 25—28, d) 19—24; Fresser: 17—23; Kälber: Doppellender: 68—80, a) 53—56, b) 42—50, c) 30—40, d) 15—24; Schafe: a1) 48—50, a2) 44—45, b1) 45—48, b2) —, c) 42—45, d) 24 bis 40, e) 34—35, f) 32—33, g) 15—30; Schweine: a1) 52, a2) —, b) 52, c) 49—52, d) 46—48, e) 42—44, f) —, Sauen g1) 52, g2) 47—50. Marktverlauf: Rinder in guter Ware glatt, sonst ruhig; Kälber glatt; Schafe: Stallämmer glatt, sonst ruhig; Schweine in guter Ware glatt, sonst ruhig.

Bremen: Baumwolle

	19. 10. Brief	19. 10. Geld	19. 10. bezahlt	18. 10. Brief	18. 10. Geld	18. 10. bezahlt
Loco	14.34			14.39		
Oktober	—	—	14.10	14.16	—	14.15
Dezember	—	14.22	14.22	14.27	14.26	14.27
Januar	14.40	14.35	14.38	14.36	14.29	14.33
März	14.50	14.47	14.49	14.47	14.43	14.45
Mai	14.65	14.61	14.63	14.62	14.57	14.60
Juli	14.73	14.68	14.71	14.70	14.67	14.69

Tendenz: stetig

Liverpool: Baumwolle

		19. 10.	18. 10.			19. 10.	18. 10.
Loco		6.97	6.93	Juni	35	6.57	6.54
Oktober		6.71	6.48	Juli	35	6.55	6.53
November	34	6.70	6.67	August	35	6.50	6.48
Dezember	34	6.69	6.64	September	35	6.45	6.43
Januar	35	6.67	6.63	Oktober	35	6.40	6.39
Februar	35	6.65	6.61	Dezember	35	6.39	6.38
März	35	6.63	6.60	Januar	36	6.39	6.38
April	35	6.61	6.58	März	36	6.39	6.38
Mai	35	6.59	6.56	Mai	36	6.39	6.38
				Juli	36	6.38	6.37

Tendenz: ruhig stetig

Tagesimport	19. 10.	18. 10.
	14000	600

Liverpool: Ostindische Baumwolle

	19. 10.	18. 10.
Loco Surtee F. G.	6.10	6.05
„ Broach F. G. (Good Staple)	5.19	5.14
„ M. G. Punjab/American F. G.	5.43	5.38
„ Centr. Provinces Oomra Nr. 1	5.17	5.16
„ Bengal F. G.	3.27	3.26
„ Bengal Superfine	3.47	3.46
„ Sind F. G.	3.32	3.31
„ Sind Superfine	3.52	3.57

Liverpool:

Notierungen für Sakellaridis u. Upper F.G.F.

	19. 10. Sakellaridis	19. 10. UpperF.G.F.	18. 10. Sakellaridis	18. 10. UpperF.G.F.
Oktober	8.00	7.17	7.85	7.09
November	8.02	7.16	7.87	7.08
Dezember	8.04	7.16	7.90	7.08
Januar	8.07	7.16	7.93	7.08
März	8.12	7.18	7.98	7.10
Mai	8.16	7.21	8.03	7.12
Juli	8.20	7.23	8.08	7.15
Loco	8.33	7.30	8.12	7.25

Tendenz. stetig

New Orleans: Baumwolle

	19. 10.	18. 10.		19. 10.	18. 10.
Loco	12.64	12.64	März	12.44	12.45
Oktober	12.19	12.22	Mai	12.48	12.50—51
Dezember	12.33	12.34	Juli	12.53	12.54
Januar	12.37	12.38	Tendenz: stetig		

New York: Baumwolle

	19. 10.	18. 10.		19. 10.	18. 10.
Loco	12.50	12.55	April	12.41	12.45
Oktober	12.21	12.23	Mai	12.44	12.48
November	12.25	12.27	Juni	12.46	12.50
Dezember	12.29	12.32	Juli	12.49	12.52—53
Januar	12.32	12.35	August	—	—
Februar	12.35	12.38	September	—	—
März	12.39—40	12.42—43	Tendenz: k. stetig		

Geschützte Totalzufuhren	—
Baumwollzufuhr in Atlantischen Häfen	5000
Baumwollzufuhr in Golf-Häfen	42000
Zufuhren in Pacific-Häfen	—
Export nach England	—
Export nach dem übrigen Kontinent	11000
Export nach Japan und China	13000
Fracht n. Liverpool f. starkgepr. Ballen	—
Fracht für Standard	—
Export nach Kanada und Mexiko	—

Amtliche Devisenkurse.

Berlin, den 19. Oktob. 1934.

Telegrafische Auszahlung	Geld 19. 10.	Brief 19. 10.	Geld 18. 10.	Brief 18. 10.
Aegypten 1 ägypt. Pfd.	12.525	12.555	12.495	12.525
Argentinien 1 Pap.-Peso	0.642	0.646	0.643	0.647
Belgien 100 Belga	58.17	58.29	58.17	58.29
Brasilien 1 Milreis	0.204	0.206	0.204	0.206
Bulgarien 100 Leva	3.047	3.053	3.047	3.053
Canada 1 kanad. Doll.	2.517	2.523	2.517	2.523
Dänemark 100 Kron	54.49	54.59	54.36	54.46
Danzig 100 Guld.	81.12	81.28	81.14	81.30
England 1 Pfund	12.205	12.235	12.175	12.205
Estland 100 estn. Kr.	68.68	68.82	68.68	68.82
Finnland 100 finnl. M.	5.39	5.40	5.375	5.385
Frankreich 100 Frcs.	16.38	16.42	16.38	16.42
Griechenland 100 Drach.	2.467	2.471	2.467	2.471
Holland 100 Gulden	168.43	168.77	168.52	168.86
Island 100 isl. Kr.	55.22	55.34	55.09	55.21
Italien 100 Lire	21.45	21.49	21.45	21.49
Japan 1 Yen	0.706	0.708	0.707	0.709
Jugoslawien 100 Dinar	5.694	5.706	5.694	5.706
Lettland 100 Latts	80.77	80.93	80.77	80.93
Litauen 100 Litas	41.56	41.64	41.56	41.64
Norwegen 100 Kronen	61.31	61.43	61.16	61.28
Oesterreich 100 Schill.	48.95	49.05	48.95	49.05
Polen 100 Zloty	46.97	47.07	46.97	47.07
Portugal 100 Escudo	11.08	11.10	11.05	11.07
Rumänien 100 Lei	2.488	2.492	2.488	2.492
Schweden 100 Kron.	62.83	63.05	62.78	62.90
Schweiz 100 Franken	81.08	81.24	81.12	81.28
Spanien 100 Peseten	33.97	34.03	33.99	34.05
Tschechoslowakei 100 Kr	10.375	10.395	10.375	10.395
Türkei 1 türk. Pfd.	1.971	1.975	1.971	1.975
Ungarn 100 Pengö	—	—	—	—
Uruguay 1 Gold-Peso	0.999	1.001	0.999	1.001
V.St.v.Amerika 1 Doll.	2.468	2.472	2.466	2.470

Berliner Getreidegroßmarkt vom 19. Oktbr. 1934.

Weizen	Gewicht kg pro hl	Frei Berlin heute	Frei Berlin Vortag	für 1000 kg in Reichsmark	heute	Vortag		heute	Vortag
Märk. Weizen Durchschnittsqual.	76/77	202	202	gesetzl. Erzeugerpreis					
Futterweizen märkischer				Preisgebiet W V	191	191	Preisgebiet W VIII	194	194
				Preisgebiet W VI	192	192	Preisgebiet W IX	196	196
Sommerweizen märkischer	—	—	—	Preisgebiet W VII	193	193	Preisgebiet W XI	198	198
				Gesetzl. Mühleneinkaufspreis zuzügl. 4 RM.					

Roggen	Gewicht kg pro hl	Frei Berlin heute	Frei Berlin Vortag	für 1000 kg in Reichsmark	heute	Vortag		heute	Vortag
Märk. Roggen Durchschnittsqual.	72/73	162	162	gesetzl. Erzeugerpreis					
				Preisgebiet V	151	151	Preisgebiet VIII	154	154
				Preisgebiet VI	152	152	Preisgebiet IX	156	156
				Preisgebiet VII	153	153	Preisgebiet XI	158	158
				Gesetzl. Mühleneinkaufspreis zuzügl. 4 RM.					

Gerste	für 1000 kg in Reichsmark Frei Berlin heute	Frei Berlin Vortag	Ab märk. Station heute	Ab märk. Station Vortag
Braugerste, neu, feine	203—209	203—209	194—200	194—200
Braugerste, gute	191—201	191—201	182—192	182—192
Sommergerste mittl. Art u. Güte	—	—	—	—
Wintergerste zweizeil.	179—190	179—190	170—181	170—181
Wintergerste vierzeilig	174—179	174—179	165—170	165—170

Kleie ab Mühle einschl. Verladungskosten daselbst. fr. Berlin ab Bahn und ab Mühle.

Weizenkleie		Roggenkleie	
Preisgebiet V	11.00	Preisgebiet V	9.45
Preisgebiet VI	11.05	Preisgebiet VI	9.50
Preisgebiet VII	11.10	Preisgebiet VII	9.55
Preisgebiet VIII	11.15	Preisgebiet VIII	9.65
Preisgebiet IX	11.25	Preisgebiet IX	9.75
Preisgebiet XI	11.40	Preisgebiet XI	9.90

Weizenmehl (Basis Type 790) in RM. für 100 kg brutto einschl. Sack — Bezirksstelle X der W. V. Berlin

	heute		heute
Preisgebiet V	26.65	Preisgebiet VIII	27.10
Preisgebiet VI	26.80	Preisgebiet IX	27.40
Preisgebiet VII	26.95	Preisgebiet XI	27.70

m. 10% Ausldsw. 1.50 und m. 20% 3.00 RM. Aufgeld

Roggenmehl (Basis Type 997) in RM. für 100 kg brutto einschl. Sack — Bezirksstelle X der W. V. Berlin

	heute	Vortag		heute	Vortag
Preisgebiet V	21.65	21.65	Preisgebiet VIII	22.05	22.05
Preisgebiet VI	21.75	21.75	Preisgebiet IX	22.35	22.35
Preisgebiet VII	21.90	21.90	Preisgebiet XI	22.65	22.65

zuzüglich 0.50 RM. Frachtausgleich

Preise in RM. Oelsaaten per 1000 kg, die Notierungen von Viktoriaerbsen bis einschl. Kartoffelflocken freie Ware werden per 50 kg gehandelt.

Raps	310	Leinkuchen, Basis 37 % ab Hamburg	7.65
Leinsaat	—	Erdnußkuchen, Basis 50 % ab Hamburg	7.25
Viktoriaerbsen	31½—34	Erdnußkuchenmehl, Basis 50 % ab Hamburg	7.60
Kleine Erbsen	—	Trockenschnitzel	—
Futtererbsen	—	Extrahiertes Soyabohnenschrot 46 % ab Hamburg	6.50
Peluschken	—	Extrahiertes Soyabohnenschrot 46 % ab Stettin	6.70
Ackerbohnen	11½—12½	Kartoffelflocken	8.30
Wicken	10½—11½	**Kartoffelflocken, freie Ware**	8.90
Lupinen, blaue	6½—7		
Lupinen, gelbe	—		
Seradella, alte	—		
Seradella, neue	—		

Hafer	gesetzl. Erzeugerpreis		
Märkischer Hafer Durchschnittsqual.	IV 145	X 152	XIII 157
	VII 149	XI 154	XIV 159

Weizen-Exportscheine	per Aug.	—	
Weizen-Exportscheine	per Sept.	—	
Weizen-Exportscheine	per Okt.	—	
Roggen-Exportscheine	per Aug.	—	
Roggen-Exportscheine	per Sept.	—	
Roggen-Exportscheine	**per Okt.**	**129**	**Brief**

Kadus-Dauerwellen in erstklassiger Ausführung. Der ganze Kopf **einschließlich Wasserwellen 5.— Mk.** Sämtl. Arbeiten zu niedrig. Preisen. **Damen-Salon E. Klinger, Münster** Königstraße 44. Kein Laden.

Habe ein feines **Jagd-Gewehr** im Zwangsverkauf erworben u. gebe dasselbe spottbillig wieder ab. Käufer müssen aber im Besitz eines Jagdscheines od. Waffenerwerbsscheins sein Näh. **Warendorf, Münsterstr. 8,** 1 Treppe hoch.

Zurück Dr. Alfers Gescher i. W.

Ackergut von ca. 70 Morgen, gut. Boden, gute Gebäude, arrondiert, Lage, Näh. kath. Kirche und Schule, gegen Kasse zu kaufen gesucht. Off. unter Z 193 an die Volkszeitung in Dorsten. 5350

Elegantes Schlafzimmer, mod. kompl. Küche. [5385 **sowie eleg. Speisezimmer,** alles neue Sachen, für **825 Mk.** sof. gegen bar zu verkaufen. (Evtl. gr. Anzahlung, Rest in Raten.) Angebote unter 825 an die Anz.-Verw. d. Zeno, Münster.

Nervenleidenden empfehlen wir unser oft bewährt. **Nervenkräftigungsmittel,** sowie auch unser **Nervenberuhigungsmittel.** Aerztl. empf. Inhaltsstoffe. Prosp. gratis. Pr. 2.50 Mk. u. Porto. [4475 **Heilmittelvertrieb der Barmh. Brüder, Neuburg a. D., Bayern 1.**

Drainröhren naturrot, [4375 säurefrei, kalkfrei sauber u. winkelig prompt lieferbar **Vredener Tonindustrie** G. m. b. H., **Vreden i. W.**

Steuerfrei!

500 ccm neue Hansa-Limousine [5401
4/20 BMW-Lim. mit Schnellg. & Vollschwingachse
4/23 Hanomag-Lim., Modell 33
1,1 Ltr. Opel-Lim. u. -Cabr.
1,8 Ltr. Opel-Regent-Limousine
6/30 Citroën-Lim., Modell 34
10/45 Citroën-Lim. sowie
7/32 Mercedes-Lim. und -Cabr.
8/35 Adler-Lim., Modell 32
10/50 Merc.-Lim., Modell 31
10/50 Hansa-Cabr., Modell 31
16/80 Horch-Cabr., Tiefrahmen
12/45 Chevrolet-Lief.-Wag., Mod. 30 1½ t Ford-Lfwg., Pritsche, 2½-3 t Hansa-Lloyd-Lfwg. u. a. mehr günst. z. verk. (Ratenzahlg.) **Auto-Börse,** Dortmund, Friedrichstr. 85

Gebrauchter ¾-t-**Ford-Lieferwagen** zu kaufen gesucht. Angeb. mit Baujahr u. Kilometerzahl unter D 325 an d. Anz.-Verw. der Zeno, Münster.

Kleiner [5382 **2-Sitzer-Sportwagen** 4/20 und 11/60 W.-Lippert-Overland, 5 Sitze, billig z. verkaufen. **H. Moers,** Gronau i. W.

Guter [5386 **Gebrauchs-Jagdhund** aus Privathand zu kaufen gesucht. Angeb. mit Preisangabe unt. Z 194 an die Volkszeitung, Dorsten.

Ohne Zeno keine Werbung im Münsterland

Stellenmarkt

Bewerbungen auf Chiffre-Anzeigen **keine Originale** - Zeugnisse beifügen. Zeugnisabschriften, Lichtbilder usw. müssen auf der Rückseite Namen und Anschrift des Bewerbers tragen.

Angebote

Junge [5378 **Kontoristin** in Büroarbeit und Buchhaltung perfekt (schnelles Maschinenschreiben Bedingung), zum 1. 11. gesucht. Angebote m. Zeugnisabschr. u. Gehaltsanspr. unt. Z 299 an d. Allgem. Zeitung, Coesfeld.

Nach Coesfeld zu sofort kräftiger **Metzgerlehrling** gesucht. Angeb. m. Zeugn.-Abschr. u. Z 301 an d. Allgemeine Zeitung, Coesfeld. [5377

Suche z. 1. Nov. einen kath. [5389 **Jungen** nicht unter 20 J. **Bauer Böckmann-Schölling,** Gerleve üb. Coesfeld. Tel. Billerbeck 118.

Ein [5381 **Knecht** nicht unter 18 J., gesucht. Lohn 25 bis 30 RM. Angebote u. R H 77 an die Dülmener Zeitung, Dülmen

Für sof. od. zum 1. Nov. ein [5383 **Knecht oder älterer Mann** der selbst. arbeit, kann, gesucht Angebote unt. Nr. 53 an die Emsländ. Tageszig., Lingen.

Suche z. 1. Nov. einen kath. [5384 **Ackerknecht** der mit Pferden umgehen kann. Bauern- od. Köttersohn bevorz. Persönl. Vorstell. erwünscht. **Jos. Brüning,** Dutum 4 b. Rheine Telephon 655.

„Zeno-Zeitung" Dein Heimatblatt!

Suche bei Familienanschluß wegen Verheiratung meiner jetzigen für mein Eisen- u. Kolonialwarengeschäft verbund. mit Gastwirtsch., z. 1. oder 15. Nov. ehrl., gewandte kath. **Verkäuferin,** gleichzeitig zum Bedienen der Gäste. Solche, die schon in Geschäften tätig waren, wollen Angeb. mit Gehaltsanspr. u. Zeugnisabschriften senden an 5374] **B. Gels, Lingen-Ems.**

Kath. Landwirtstochter, lange Jahre in der Stadt in Küche u. Haushalt tätig, **sucht** bei einem Lohn von 20—25 RM. monatl. bald [5387 **Stellung als Stütze** Gute Zeugnisse vorhanden. Offert. unter Nr. 359 an **das Bürgerblatt,** Emmerich a. Rh.



Immer stärker

macht sich der Zug nach Qualität bemerkbar. — Kommen Sie mit den größten Ansprüchen zu uns — wir erfüllen sie Ihnen!

Bitte, meine Damen

der fesche Mantel, den Sie jetzt brauchen, das flotte Kostüm, wie Sie es sich wünschen, und die vorteilhaften Preise, die Sie suchen.

Riesenauswahl elegantester Winter-Mäntel

gediegene Qualitäten, neueste jugendliche Formen, moderne, reiche Pelzbesätze, durchweg auf elegantem Futter

39⁰⁰ 49⁰⁰ 59⁰⁰

bis zu den hochwertigsten modelligen Mänteln



Am Kirmes-Sonntag, den 21. Oktober, in Rheine i. W. bis 6 Uhr geöffnet!

Ernsting

das große Kaufhaus.

Rheine - Lünen - Coesfeld - Gronau.